

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Templer-Säule

Band 1003 • 2,30 DM
Ös 18 / Fr 2,30 / FF 10,00







Die Templer-Säule

John Sinclair Nr. 1003

Teil 4/7

von Jason Dark

erschienen am 30.09.1997

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Die Templer-Säule

Die drei Riemen der Dämonenpeitsche hatten getroffen und sich um ein Wesen gewickelt, das nichts anderes als ein Schatten mit zwei kalten Totenaugen gewesen war. Eine Aktion, wie Suko sie schon oft hinter sich gebracht hatte. Nichts Besonderes für ihn, und so wartete er auf die Auflösung der Schattenstücke. Das geschah nicht!

Suko war überrascht. Für einen Moment schwankte sein Weltbild, er traute der Peitsche nicht mehr, und er sah auch, wie Augen herumturnten, mal hochglitten, wieder nach unten fielen, kaum zur Ruhe kamen, aber dennoch stehenblieben, wenn auch zitternd.

Der Arm des Inspektors sank nach unten. Er hatte sicherheitshalber noch einmal zuschlagen wollen. Das Vorhaben stellte er zurück, um sich das Unglaubliche anschauen zu können, denn die drei Schattenteile wuchsen wieder zusammen, um erneut diesen menschlichen Umriß zu bilden. Diesmal anders, und es strömte Suko auch ein furchtbarer Geruch entgegen. So alt, so modrig.

Suko nahm dies hin, nur wußte er nicht, was er denken sollte, als sich die drei Teile verdichteten. Sie manifestierten sich. Plötzlich war es kein Schatten mehr, der sich vor dem Inspektor aufhielt, sondern ein Mensch!

»Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er und schüttelte den Kopf. »So etwas gibt es nicht.« Er wollte den dunklen Umriß nicht als einen Menschen ansehen. Für ihn war das so etwas wie ein Ding.

Ja, ein Ding, das zufällig eine menschliche Form hatte.

Aber die Augen waren vorhanden. Sie befanden sich noch in derselben Höhe und hatten ihren kalten Blick behalten. Als hätten diese Rundungen das Mondlicht mit all seiner Kälte eingefangen.

Seine eigenen Gefühle waren schwer zu beschreiben. Suko wußte nicht, ob er fasziniert war oder sich abgestoßen fühlte. Durch den widerlichen Geruch tendierte er mehr zur zweiten Möglichkeit hin, aber die Rückbildung des Schattens in eine Gestalt war für ihn neu und entbehrte nicht einer gewissen Faszination.

Überhaupt stimmte in diesem Fall so einiges nicht. Vieles lief auseinander und nicht zueinander. Suko konnte sich auch kaum vorstellen, daß die Eltern seines Freundes John Sinclair nicht mehr lebten und er sich in deren Haus befand.

Mary und Horace F. Sinclair hatte er in der Polizeistation gesehen, wo die beiden Leichen aufgebahrt worden waren. Er war von dort in das leere Haus der Sinclairs gegangen, und im Arbeitszimmer war es zu dieser Begegnung gekommen.[1]

Suko hatte sich verteidigen müssen, denn der Schatten hatte ihn mit einer messerähnlichen Waffe attackiert. Dabei hatte er sich wieder daran erinnert, wie die beiden Sinclairs getötet worden waren.

Ebenfalls durch Stiche, wahrscheinlich von einer derartigen Waffe, die wie ein Messer mit breiter Klinge wirkte.

Er war dieser Waffe entwischt und hatte mit der Peitsche zuschlagen können.

Das war nun vorbei.

Keine Auflösung. Der Schatten hatte sich aus den drei Teilen wieder zusammengesetzt und eine feste Form angenommen. Es war nicht

besonders hell im Arbeitszimmer des toten Horace F. Sinclair, und auch die Gestalt nutzte dies aus, denn sie hatte sich in eine düstere Ecke zurückgezogen und wartete dort ab.

Suko wollte ihn genau sehen. Deshalb holte er seine kleine Leuchte hervor und strahlte die Gestalt an. Sie bewegte sich nicht. Die unförmige Figur war wieder zu einem Menschen geworden. Wie vor der Zeit, als Schattengestalt?

Haut?

Nein, die gab es nicht. Das schienen Ringe zu sein, die durch das Wasser glitzerten. Vom Kopf bis zu den klumpigen Füßen hatte sich die Nässe gleichmäßig verteilt, in Rinnen, Furchen und Runzeln.

Wahrscheinlich sonderte sie auch den widerlichen Gestank ab, der noch immer blieb.

Warum ist das geschehen? fragte sich Suko. Wie war es möglich, daß sich aus drei Schattenteilen wieder eine feste Gestalt bildete? Er fand auf diese Frage keine Antwort, und er wünschte sich deshalb, daß er auf irgendeine Art und Weise Kontakt mit dem Schatten aufnehmen konnte, um etwas zu erfahren. Unmöglich erschien ihm nichts mehr zu sein, nicht in diesem Fall, der sich zu einem mörderi schen Horror-Gebilde entwickelt hatte.

Suko hatte sich bewußt Zeit genommen, um die Verwandlung abzuwarten. Er holte auch einige Male Luft, bevor er es geschafft hatte, seine Frage zumindest im Kopf zu formulieren, obwohl sie denkbar simpel war. Aber diese unheimliche Begegnung stellte selbst ihn vor eine verdammt harte Probe.

»Kannst du mich hören?« fragte er.

Dabei ließ er die Gestalt nicht aus den Augen, denn er hoffte zumindest auf eine Reaktion.

Keine Antwort.

Aber in den beiden Augenkreisen strahlte nach wie vor das kalte Licht.

»Hörst du mich?«

Nichts.

Suko überlegte. Er fürchtete sich zwar nicht davor, den Schatten zu berühren, aber er mußte vorsichtig sein, denn an der rechten Hand sah er das Blinken der Waffe.

Er machte sich Gedanken, wie er den Schatten aus der Ecke hervorlotsen konnte, da setzte sich dieser von allein in Bewegung. Zunächst durchlief die Gestalt ein Ruck, als hätte jemand ein Startsignal gegeben, dann kam sie vor.

Unförmig, plump. Sie ging aber nicht normal. Das Bewegen der Beine glich mehr einem Schieben, und dieses fremde Wesen schaffte es zudem nicht, seine Beine in die Höhe zu heben. So schlurfte es über den Boden und kam immer näher an den wartenden Inspektor heran.

Er ging nicht mehr zurück. Er hatte auch nicht vor, das Wesen zu töten, denn es konnte durchaus möglich sein, daß es eine Nachricht für ihn hatte.
Zudem wirkte es auf ihn auch nicht mehr angriffslustig. Es kam ihm beinahe wie unter einer großen Qual stehend vor. Unheimlich und abstoßend aussehend, aber zugleich auch bittend.
Litt dieses Wesen?
Suko ließ es herankommen. Der Geruch verdichtete sich dabei, aber es war kein normaler Verwesungsgestank. Da schwebte noch etwas anderes mit, das Suko nicht richtig einordnen konnte. Es war mehr ein alter Gestank, wirklich uralt, aus einer Zeit stammend, die längst unter dem Mantel der Geschichte begraben lag.
Suko konnte nichts daran ändern, daß ihm diese Gedanken in den Sinn kamen, aber so war es nun mal. Die Distanz zwischen ihnen war sehr geschrumpft. Es wäre für Suko jetzt an der Zeit gewesen, sich zurückzuziehen, um einen Kontakt zu vermeiden.
Das tat er nicht.
Er blieb stehen. In seinem Innern spürte er genau, daß es wichtig war, wenn er auf das Wesen wartete, das sicherlich so etwas wie eine Botschaft für ihn hatte.
Die kalten Augen waren auf ihn gerichtet. Lichter. Möglicherweise auch eine Offenbarung. Oder etwas, das für ihn wichtig werden konnte. Zwei uralte Speicher, in denen etwas steckte, mit dem Suko jetzt noch nichts anfangen konnte.
Das namenlose Wesen schob sich vor. In der rechten Hand hielt es noch die Waffe. Messerähnlich, aber nicht aus Stahl bestehend wie eine normale Messerklinge. Das Material mußte aus poliertem Stein bestehen oder dunklem Glas.
Der unheimliche Gast blieb stehen, als wäre Suko eine Mauer, an der er nicht vorbeikam. Sein rechter Arm zuckte. Wollte er die Klinge in Sukos Körper stoßen?
Der Inspektor rechnete damit und richtete sich auf eine Gegenwehr ein, als er das tiefe, schon verzweifelte Stöhnen einer geknechteten Kreatur hörte, die unter einer schrecklichen Angst litt. Es war das Wesen, das so gestöhnt hatte, auch nicht mehr daran dachte, seine Waffe einzusetzen, sondern unwahrscheinlich stark zitterte, wobei es zugleich noch schwankte.
Aus einem Reflex heraus faßte Suko zu.
Er erwischte mit seiner rechten Hand die Schulter und hatte zum erstenmal Hautkontakt mit der Gestalt bekommen. Es war so, wie er es sich gedacht hatte.
Die »Haut« fühlte sich tatsächlich feucht an, zugleich weich wie Pudding.
Suko überwand den eigenen Ekel. Eine Gegenwehr erlebte er nicht.

Statt dessen hatte er Mühe, das Wesen zu halten, denn es sackte in sich zusammen. Suko mußte es loslassen, und es rutschte von ihm weg. Er wußte, daß es sterben würde, und es würde auch einen besonderen Tod erleiden. Da verspürte Suko eine besondere Gewißheit. Er konnte nur nicht verstehen, weshalb es zu dieser Rückbildung in die feste Materie gekommen war. Grundlos war das sicherlich nicht passiert.

Es kniete auf dem Boden. Die Beine ausgebreitet. Der Oberkörper schwankte, aber die kalten Augen schimmerten noch immer in dieser intensiven Helle, als wollten sie eine besondere Botschaft ausdrücken.

Sehr langsam kippte die Gestalt nach vorn. Suko mußte schon zur Seite treten, um nicht getroffen zu werden. Er bekam noch den klatschenden Aufprall mit und erlebte danach das schwerfällige Zucken der Kreatur, die sich mühsam auf den Rücken wälzte und dabei auflöste. Es war ein unheimlicher Vorgang. Die Gestalt sackte liegend zusammen. Sie wurde plan – eben, und sie verlor dabei ihre dreidimensionalen Maße. Flach lag sie auf dem Boden, war ein Stück von ihm geworden. Gleichzeitig präsentierte sie sich Suko wieder als Schatten.

Er war überrascht und berührt. Tod, Leben und wieder Tod. Innerhalb kurzer Zeit war diese Verwandlung vonstatten gegangen, aber etwas war geblieben.

Gewissermaßen als Rest, als Botschafter, denn die beiden Augen gab es nach wie vor. Das Licht erlosch nicht. Sie lagen jetzt tatsächlich wie Spiegel vor Sukos Füßen, sahen dabei aus wie Löcher, aber der Inspektor schaute nur gegen sie und nicht in sie hinein.

Auch in den folgenden Sekunden blieben sie weiterhin hell und klar. Das andere, ob Körper oder Schatten, war verschwunden. Beides hatte sich aufgelöst.

Bis auf die Augen…

Sie starrten in die Höhe, glotzten Suko an, und er blickte auf sie nieder. Noch heller waren sie geworden, so daß eine weiße Farbe überwog.

Bald nicht mehr.

Dann wurden sie blaß und trotzdem klar. Das Licht hatte sich zurückgezogen und damit auch die Farbe. Zugleich hatten sich auch die Ausmaße der Augen verändert. Sie waren größer geworden und erinnerten immer mehr an zwei in den Fußboden eingelassene Spiegel.

Suko begriff die Dinge nicht. Er wußte wohl, daß dieses Rätsel noch nicht gelöst war, denn die Augen strahlten eine Faszination aus, der er sich nicht entziehen konnte. Sie holten ihn heran. Suko konnte an nichts anderes mehr denken. Er sah nur die Augen. Je länger er sie betrachtete, um so mehr geriet er in deren Bann. Zudem weichte auch

die Trennung auf. Beide Augen strömten zusammen, um schließlich einen Gegenstand zu bilden.

Ein Auge? Oder einen Spiegel?

Sein eigenes Gesicht entdeckte Suko nicht. Und trotzdem blieben sie nicht nur hell, denn er schaffte es, in sie hineinzuschauen. Oder drängte sich aus einer unauslotbaren Tiefe etwas in die Höhe?

Beides kam da zusammen. In dem Auge bildete sich etwas. Seine Helligkeit drang tief in die Vergangenheit ein, um sich dort um gewisse Bilder zu kümmern, die ihren Platz in früheren Zeiten gefunden hatten, aber nicht vergessen waren.

Sie tauchten jetzt wieder auf.

So war das Auge zu etwas Ähnlichem wie eine Kinoleinwand geworden, die Suko alles zeigte, was auf dieser Leinwand war. Und das waren keine Szenen aus der normalen Zeit. Das wußte Suko bereits nach dem ersten Blick.

Das helle Licht war jetzt verschwunden. Trotzdem blieb der ungewöhnliche Spiegel nicht dunkel. Suko war in der Lage, hineinzuschauen und sich das anzusehen, was ihm die andere Welt bot.

Er hatte den Eindruck, in einen unheimlichen Raum zu blicken. In eine Höhle oder Grotte. Oder in eine große Kirche. Alles war möglich, denn die konkreten Ausmaße waren für Suko nicht nachzuvollziehen. Er sah nur einen begrenzten Ausschnitt, aber der wirkte nur beim ersten, kurzen Hinschauen finster. Nachdem sich Suko länger auf das Bild konzentriert hatte, da sah er schon, daß ihm der Rest dieser Gestalt eine Botschaft übermitteln wollte.

Zunächst war sie rein optisch, denn es hellte auf. Nicht durch ein normales Licht. In die Dunkelheit hinein floß von verschiedenen Seiten ein unruhiger Schein. Er wirkte wie eine speziell angebrachte Beleuchtung inmitten einer Höhle, um die Dunkelheit gegen ein unheimliches Flair zu tauschen.

Manchmal breitete sich das Licht auch in geheimnisvollen Farben aus, die die Tiefe dieses Anblicks noch mehr zum Ausdruck kommen ließen.

Grenzenlos kam Suko dieser Blick in eine für ihn nicht zu verstehende Welt vor. Zugleich wußte er, daß diese Verwandlung der Beginn war. Man wollte ihm etwas zeigen. Seine eigene Umgebung hatte er vergessen. Er interessierte sich ausschließlich für das Bild innerhalb dieses rätselhaften Auges.

Mittlerweile war das Licht so stark geworden, daß sich ein Mittelpunkt zeigte. Noch nicht genau zu erkennen, allerdings wußte Suko schon Bescheid, denn von diesem Mittelpunkt aus strahlten helle Lichtpunkte in alle Richtungen ab.

Sie blieben nicht nur weiß oder gelb. Ab und zu nahmen sie eine

andere Farbe an, tauchten ein in ein helles Grün, verschwanden wieder, erschienen erneut, und aus dem Grün wurde wieder eine sanftere gelbe Farbe.

Sukos Faszination blieb auch deshalb, weil er zum zweiten den Eindruck bekam, das Bild einer sich bewegenden Kamera zu erleben, die immer näher an eine bestimmte Szene heranfuhr und den Mittelpunkt stärker nach vorn holte.

Zusammen mit den Gestalten.

Suko schüttelte den Kopf. Es waren Menschen, keine Schatten, aber sie blieben im Hintergrund. Die unsichtbare Kamera holte sie nicht so nahe heran, als daß Suko sie hätte genau sehen und auch identifizieren können.

Ein Ziel hatten diese Menschen auch.

Sie starrten dort gemeinsam hin, lind es war der Mittelpunkt, den Suko ebenfalls kannte. Von dem dieses seltsame Licht ausging, das ihn an elektrische Ladungen erinnerte.

Er sah das Zentrum, aber er wußte nicht, was es war. Innerhalb des anderen Raumes war es einfach zu dunkel. Nur spürte der Inspektor intensiv, daß er vor einer entscheidenden Entdeckung stand, diese aber noch nicht genau ausmachen konnte, trotz der sie umgebenden starken elektrischen Ladungen.

Nur sorgten sie auch für ein gewisses Licht, damit der Beobachter mehr sah.

Es war ein Gegenstand, der in dieser Höhle seinen Platz gefunden hatte. Nicht sehr groß. Viereckig und mit zwei Figuren versehen, die auf diesem Kasten hockten. Sie saßen an den Enden und schauten sich gegenseitig an.

Suko dachte über die Figuren nach. Etwas drängte sich hoch in seine Erinnerung. Er ballte vor Wut die Hände zu Fäusten, weil er nicht sofort darauf kam.

John Sinclair und er hatten oft genug zusammen gesessen und über ein bestimmtes Thema gesprochen. Im Laufe dieser Gespräche war auch von diesen Figuren die Rede gewesen.

Sie hatten sogar Namen.

Suko überlegte. Er strengte sich wahnsinnig an, nur kam er nicht darauf, wie sie hießen.

Wieder starrte er intensiv in den Spiegel hinein. Er hatte sich sogar gebückt und ließ die beiden Figuren auf dem kastenförmigen Ding nicht aus den Augen.

Auf einmal wußte er Bescheid.

Es waren die Wächter der Lade – die Cherubin!

Suko freute sich nicht, und er sah auch nicht so aus, denn er war noch blasser geworden. Auf einmal schwankte der Boden unter seinen Füßen. Selbst die Wände drehten sich, denn selbst ein Mann wie Suko

war aufgrund dieser Entdeckung geschockt.

Wenn die beiden Figuren die Cherubin waren, dann hatten sie nur eine Aufgabe – die Bewachung der Bundeslade. Also war dieser viereckige Gegenstand nichts anderes als eines der größten Rätsel der Welt, die Lade.

Der Inspektor schwankte zurück. »Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er. »Ich habe die Lade entdeckt. Ich sehe sie mit meinen eigenen Augen. Das ist verrückt, das ist nicht zu fassen, wenn nicht sogar unmöglich. Da komme ich nicht mit…« John Sinclair kam ihm in den Sinn. Himmel, wie intensiv hatte John sich darauf vorbereitet, die Lade zu finden! Er war den gefährlichen Weg gegangen, hatte eine magische Zeitreise unternommen und hätte einfach nur die Chance gehabt, nach Schottland zu seinen Eltern zu fahren, um…

Unsinn! Er schüttelte den Kopf. Alles war Unsinn. Suko sah die Lade, und das auch nur, weil zuvor so schreckliche Dinge geschehen waren und sich nun der Tunnel der Zeiten für ihn geöffnet hatte.

Ruhig! schärfte er sich ein. Du darfst jetzt nicht durchdrehen. Dann geht alles glatt. Dann werde ich auch darüber hinwegkommen.

So wartete er, konzentrierte sich auf die Lade und auch auf deren Umfeld, wobei er sich nicht hundertprozentig sicher war, überhaupt die Bundeslade zu sehen. Es konnte eine Täuschung sein, ein Irrläufer, eine Falle auch.

Es veränderte sich nichts. Auch weiterhin blieb die Lade nicht allein. Die Gestalten, die sich in ihrer Nähe aufhielten, kamen Suko vor wie Wächter, die den kostbaren Gegenstand nicht eine Sekunde aus den Augen ließen.

Suko fragte sich, wann dieses Bild wieder verschwinden würde. Er kam überhaupt nicht damit zurecht. Irgendwann mußte mal etwas geschehen, oder war der Schatten nur vernichtet worden, um Suko einen freien Blick zu gestatten?

Vieles schoß ihm durch den Kopf. Auf der anderen Seite wußte er auch, daß er Geduld haben mußte. Für die andere Seite spielte die Zeit oft nur eine geringe Rolle. Sie hatte eine andere Denke als die normalen Menschen.

Dann passierte es.

Woher die Stimme kam, konnte Suko nicht feststellen. Sie war einfach da. Er glaubte jedoch daran, daß sie aus den Tiefen der Zeiten an seine Ohren strömte. Jedenfalls kam sie aus allen Richtungen.

Eine Stimme war es schon. Nur klang sie völlig anders. Da sprach jemand, und die eigene Stimme war mit ungewöhnlichen Geräuschen unterlegt, als würde bei jedem Wort etwas knirschend zusammenbrechen.

Darüber wunderte sich Suko und auch darüber, daß er die Worte verstand.

»Ich werde dir etwas sagen, da du schon so viel gesehen hast. Du wirst sehr genau zuhören müssen, denn es ist ungemein wichtig, was ich dir erzähle. Viele haben es vergessen oder wollen es nicht mehr wahrhaben, aber es gibt Dinge, die muß man wissen. Bist du bereit?«

»Ja!« erwiderte Suko, obwohl er keinen Menschen sah, der ihm hätte zuhören können.

»Dann gib acht…«

***

Der unsichtbare Sprecher hatte eine kurze Pause eingelegt, bevor er seine Informationen preisgab. »Um mehr zu wissen, mußt du die Zeiten des Mittelalters genau kennen. Die Jahre, die Jahrhunderte, und du mußte die Geschichte dieser Zeit kennen.«

»Ja«, flüsterte Suko.

»Es geht zunächst um die Kreuzfahrer. Sie sind im Jahre 1099 nach Jerusalem gekommen und haben die Stadt erobert. Zwanzig Jahre später trafen neue Templer in Jerusalem ein und haben die Stelle eingenommen, auf der einst der Tempel des Salomo stand. Neun Jahre später wurde der Orden offiziell durch die Kirche anerkannt. Sechs Jahre danach wurde in Chartres mit dem Bau der Kathedrale begonnen. Man fing mit dem Turm an der Nordseite an. Wieder einige Jahre später erschien in Jerusalem ein ›Priester Johannes‹, und fünfzehn Jahre danach wählte der äthiopische Prinz Lalibela auf der Flucht vor seinem Halbbruder Harbay die Stadt Jerusalem als Exil. Er versuchte, über diesen Johannes mit dem Papst Kontakt aufzunehmen. Per Brief. Und Rom antwortete durch den Papst Alexander II. Es gab also Kontakte zwischen Jerusalem und Rom. Im Jahre verläßt Lalibela Jerusalem wieder. Er kehrt zurück in seine Heimat Äthiopien und übernimmt dort die Macht. Unmittelbar danach beginnt er mit dem Bau der Felsenkirchen. Zwei Jahre später fiel Jerusalem in die Hände der Moslems, trotzdem bleiben noch Kontakte zwischen Äthiopien und dieser Stadt bestehen. Um das Jahr 1200 beginnt Wolfram von Eschenbach mit seiner Gralsgeschichte. Er läßt viele äthiopische Elemente in sein Epos mit einfließen. So erwähnt er auch die Templer und den ›Priester Johannes‹. Zu der Zeit wird in Chartres weitergebaut: die Skulpturen der Königin von Saba, den Gral und die Bundeslade. Du weißt also jetzt einiges. Versuche nur, es zu behalten, dann siehst du die Dinge klarer.«

Suko hatte zugehört. Sein Kopf rauchte. Es waren zu viele Informationen auf einmal gewesen. Er hatte sich sehr konzentriert, aber das alles mußte sich zunächst einmal setzen. Er fühlte sich wie fortgetragen, als er auf den seltsamen Spiegel schaute, das Licht darin sah, aber nicht die Chance erhielt, in diese Zeit einzutauchen.

»Was war mit den Templern?« fragte er.

Die Stimme war noch da, und sie gab ihm eine Antwort. »Auch sie müssen in Äthiopien gewesen sein, denn sie haben ihre Erkenntnisse weitergegeben.«

»An wen?« flüsterte Suko.

»Es kann nur Wolfram von Eschenbach gewesen sein, denn er hat diese Elemente in seine Erzählungen eingebracht. Verschlüsselt, aber der Hinweis auf Äthiopien ist da.«

»Dann kann ich dort die Lade finden?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht.«

»Aber du kennst dich aus. Wer bist du?«

»Ein Hüter, ein Wächter, eine Seele, die sehr an der Wahrheit interessiert ist. Wie alle.«

»Aber du hast getötet. Du warst ein Schatten. Du hast Menschen umgebracht, die dir nichts taten.«

Die Stimme war nicht mehr so deutlich zu hören, aber Suko verstand die Worte trotzdem. »Ich bin ein Wächter. Ich habe die Aufgabe übernommen, das große Geheimnis zu schützen. Der Fluch ist noch da, glaube es mir. Er wird jeden treffen. So lange, bis wir die Lade freigeben.«

»Wann wird das sein?«

»Vielleicht nie…«, lautete die Antwort, dann war die Stimme verklungen.

Suko ertappte sich dabei, wie er dicht vor seinen Füßen auf den Boden schaute.

Aber er sah nichts mehr. Der rätselhafte Augenspiegel war verschwunden. Der Tunnel in die Vergangenheit existierte nicht mehr.

Aufgelöst. Suko war so leicht nicht aus der Fassung zubringen, jetzt aber mußte er sich erst einmal fangen und darüber nachdenken, wie er gewisse Dinge in eine bestimmte Reihenfolge brachte. Er kam noch nicht zurecht. Es waren für ihn einfach zu viele Informationen auf einmal gewesen, und er spürte, wie sich in seinem Magen ein ungewöhnliches Gefühl ausbreitete.

Sein Verstand fing an zu rebellieren. Er riet ihm, die Finger von diesem Fall zu lassen; er war zu hoch für ihn. Kompetentere sollten sich darum kümmern, wenn überhaupt.

Auf der anderen Seite dachte er an John Sinclair und dessen tote Eltern. Für Suko stand fest, daß er weitermachen würde. Allerdings hatte er ein Problem.

Er hätte gern mit seinem Freund Kontakt aufgenommen, um ihn mit Neuigkeiten zu versorgen. Nur war John irgendwo in der Zeit verschwunden. Außerdem stellte er sich die Frage, warum ihn der Schatten hatte umbringen wollen. Wahrscheinlich sollte niemand etwas über die Lade erfahren, dennoch hatte er die Informationen erhalten.

Da gab es einen Riß.

Oder hatte der Schatten nur deshalb geredet, weil er besiegt worden war? Das war für Suko die einzige Möglichkeit. Er machte sich auch keine großen Gedanken darüber, wer dieser Schatten nun genau gewesen war. Einer der Wächter der Bundeslade, aber einer, der nicht mehr lebte und trotzdem noch in einer anderen Gestalt vorhanden war.

»Ja, so ist das bei mir gelaufen«, murmelte Suko. »Aber da waren noch zwei Killer, die John hatten töten wollen. Standen sie auch unter der Knute der Wächter?« Er hob die Schultern. Zu viele Fragen standen offen. Er würde sie nicht mehr beantworten können, das stand fest. Da brauchte er Hilfe.

Zum Glück gab es das Telefon. Daß Sir James auf seinen Anruf wartete, daran glaubte er fest, und er hob auch sofort ab, kaum daß Suko sein Handy ans Ohr gehalten hatte.

»Keine Spur von John, Sir?«

»Nein, nichts. Und bei Ihnen?«

»Ich habe Informationen erhalten. Ich werde Sie Ihnen durchgeben, so gut ich kann. Bitte schalten Sie das Band ein. Ich hoffe, daß ich nichts vergesse.« Suko ärgerte sich jetzt, keine Stichpunkte aufgeschrieben zu haben, aber das war jetzt egal. Er mußte sein Wissen loswerden, und Sir James hörte sehr genau zu.

Später sagte er: »Haben Sie sich schon gefragt, Suko, was das zu bedeuten hat?«

»Oft, Sir, aber ich komme damit nicht zurecht. Für mich war es ein Hinweis auf die Aktivitäten der Templer. Sie sind nicht nur in Jerusalem gewesen, wo sie nach der Lade geforscht haben, sondern später auch in Äthiopien.«

»Darauf deutet vieles hin, Suko. Ich frage mich nur, was wir damit anfangen können.«

»Keine Ahnung.«

»Eher John – nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich weiß leider nicht, wie es ihm geht. Ich habe auch noch keine Nachricht aus Frankreich erhalten. Der Abbé hat geschwiegen. Ich überlege bereits, ob ich dort nicht anrufen soll.«

»Das kann ich übernehmen, Sir.«

»Gut, ich verlasse mich auf Sie.«

»Noch etwas, Sir: In der Kathedrale ist John von zwei Killern angegriffen worden. Sie hatten vor, sich mit den Kollegen in Frankreich in Verbindung zu setzen…«

»Das habe ich auch getan, aber es sieht nicht gut aus. Natürlich rotieren die Kollegen. Ein dreifacher Mord in der berühmten Kathedrale passiert nicht alle Tage, aber Anhaltspunkte haben sie

nicht. Die Killer sind in gewissen Kreisen bekannt. Man kann sie mieten.«

»Aha. Dann muß es jemanden geben, der dies getan hat.«

»Danach suchen die Kollegen. Haben Sie keine Idee, Suko?«

»Nein, denn die Schatten oder die Hüter der Lade sind es bestimmt nicht gewesen. Es müssen andere Kräfte dahinterstecken.«

»Noch eine Gruppe, Suko?«

Der Inspektor lachte. »Es kann sein. Wenn es stimmt, würden wir uns zwischen zwei Fronten bewegen.«

»Vorausgesetzt, die Gruppe hat nicht aufgegeben.«

»Das glaube ich nicht.«

»Gut. Was werden Sie jetzt tun?«

»Mir bleibt nichts anderes übrig, als mit Frankreich zu telefonieren. Ich werde meine Informationen an den Abbé weiterleiten und bin gespannt, was er dazu sagt, daß plötzlich wieder die Templer ins Spiel gekommen sind.«

»Da brauchen Sie nicht so gespannt zu sein.«

»Warum nicht?«

»Wie ich den Abbé einschätze, hat er sicherlich schon davon gehört, Suko.«

»Dann hätte er es auch sagen können!«

»Ja, Sie haben recht. Doch wer von uns kann wissen, wie er in das Spiel eingestiegen ist.«

»Hoffentlich nicht.«

»Nein, das traue ich ihm nicht zu.«

Suko räusperte sich. »Gut, dann rufe ich in Alet-les-Bains an. Es ist ja möglich, daß der Abbé inzwischen etwas Neues von John gehört hat.«

»Glauben Sie wirklich daran, Suko?«

»Ersparen Sie mir bitte die Antwort, Sir.«

»Gut, dann setzen Sie alles in Bewegung.«

Suko lächelte bitter, als er den kleinen Apparat senkte. Nichts gegen die Bitte seines Chefs, aber es war ihm kaum möglich, alles in Bewegung zu setzen. Er kam sich in diesem Fall wie ein Spieler vor, der noch auf der Ersatzbank saß und irgendwann einmal auf das Spielfeld geholt werden würde.

Große Hoffnungen machte er sich nicht, als er versuchte, die Templer zu erreichen. Suko erlebte eine kleine Enttäuschung, denn man wußte nicht genau, ob der Abbé im Haus war. Er hatte einen Spaziergang unternehmen wollen, hieß es.

»Dann sucht ihn, es ist wichtig.«

»Ja, Suko, das werden wir.«

Warten – wieder einmal. Suko durchquerte das Arbeitszimmer und hielt das Telefon ans Ohr. Er trat auch dorthin, wo vor kurzem noch der ungewöhnliche Spiegel auf dem Boden sein Zeichen hinterlassen

hatte. Nichts war davon zu sehen. Dieser Raum war wieder zurück in seine übliche Normalität gefallen.

Endlich hörte er die Stimme des Templerführers. Sie klang etwas gehetzt, was bei Suko die Alarmglocken anschlagen ließ. Er mußte sich beherrschen, um ruhig zu bleiben.

»Ich bin soeben erst zurückgekehrt«, hörte er Bloch sprechen. »Ich war in der Schlucht.«

Suko stieß einen leichten Pfiff aus. »Bei Hector de Valois?«

»Sicher.«

»Nur so? Oder hattest du einen Grund?«

»Mehr ein Gefühl, Suko, und es hat mich nicht getäuscht. Hector de Valois hat etwas gespürt. Das Kreuz auf dem Stein reagierte, er selbst richtete sich auf. Ich habe bei ihm eine Unruhe erlebt, wie selten.«

»Aber er hat die Schlucht nicht verlassen?«

»Nein, er ist geblieben. Auf dem Rückweg hatte ich Zeit genug, um über den Grund der Unruhe nachzudenken. Mir kam in den Sinn, daß das silberne Skelett etwas gespürt haben muß. Ja, durch irgend etwas muß es erfahren haben, daß John unterwegs ist. Deshalb die Unruhe. Möglicherweise auch verbunden mit der Angst um ihn.«

»Das kann sein. Du weißt nicht, wo sich John jetzt aufhält? In welcher Zeit?«

»Leider nicht.«

»Das ist schlecht«, murmelte Suko. »Denn auch hier in Lauder ist etwas passiert. Ich bitte dich jetzt, genau zuzuhören und meine Worte aufzuzeichnen. Sie können noch einmal sehr wichtig werden.«

»Einen Moment.«

Suko hatte sich gesetzt. Er schaute jetzt in das Zimmer hinein und auch gegen das Fenster, sah jenseits der Scheibe den eingetrübten Tag und dachte daran, daß das Wetter dort seinem Zustand schon sehr nahe kam. Dann berichtete er, was er erfahren hatte, und der Abbé unterbrach ihn nicht ein einziges Mal.

»So, jetzt weißt du alles. Ich kann mir vorstellen, daß es nicht zu viele Neuigkeiten gewesen sind.«

»Kannst du dich da konkreter ausdrücken, Suko?«

»Abbé, du bist ein Kenner der Templer. Du hast sicherlich gewußt, daß sie damals in Afrika gewesen sind.«

»Man spricht davon.«

»Aha.« Suko lächelte. »Wird auch das Land Äthiopien in diesem Bericht erwähnt?«

»In alten Schriften findet man hin und wieder etwas davon.«

»Dann ist dir auch der Name Lalibela ein Begriff?«

»Ich hörte davon.«

»Hat er mit den Templern zusammengearbeitet?« Suko gefielen diese knappen Antworten nicht. Er hatte den Eindruck, als wollte ihm der

Abbé etwas verschweigen.
»Nun ja, es liegt alles sehr weit zurück. Auch ich habe keine genauen Informationen, aber daß die Tempelritter in Äthiopien waren, daran glaube ich.«
»Wunderbar. Was werden sie dort gemacht haben?« Suko gab sich die Antwort selbst. »Um diese lange Reise anzutreten, muß man schon von einem besonderen Motiv getrieben worden sein. Ich kann mir vorstellen, daß die Templer damals in Äthiopien die Lade gesucht haben, nachdem man sie im Tempel von Jerusalem, von dem ja höchstens noch Ruinen standen, nicht gefunden hat.«
»Du sprichst vom Tempel des Salomo?«
»Natürlich.«
»Da kann ich dir nicht unbedingt widersprechen, Suko. Aber wir werden es wohl schlecht herausfinden können. Wir leben in einer anderen Epoche und müssen uns einzig und allein auf John Sinclair verlassen, der die Zeitreise unternommen hat. Denn er ist ein Sinclair. Und er besitzt das Kreuz, das darfst du nicht vergessen. Bisher war es ein Segen. Hoffen wir, daß es nicht zu einem Fluch wird.«
»Daran möchte ich nicht denken«, murmelte Suko. »Der Fluch der Sinclairs hat schon genug Opfer gekostet. Leider unschuldige. Jedenfalls fühle ich mich schon wie in einem Gefängnis mit Freigang.«
»Ich kann unserem Freund auch nicht helfen«, sagte Bloch.
»Das weiß ich. So können wir nur hoffen, daß er durch die Kraft des Knochensessels wieder zurückkehren kann. Schließlich ist er das Gerippe eines Templers.«
Bloch räusperte sich. »Dann bleibst du also vorerst in Lauder?«
»Ja, das werde ich, obwohl es mir nicht gefällt. Ich fühle mich auch irgendwo verpflichtet, aber das wirst du verstehen.«
»Sicher, Suko, sicher. Wir können uns allen nur das Beste wünschen.«
Und noch ein wenig mehr, dachte Suko, der davon ausging, daß das noch nicht reichte. Nachdenklich betrachtete er sein Handy. Der Mund war zu einem schiefen Lächeln verzogen, aber danach war ihm beileibe nicht zumute…

***

Ich konnte es nicht fassen und hatte den Eindruck, nicht mehr ich selbst zu sein. Ich erlebte ein Wunder, einen Traum, der sich mir noch neutral präsentierte und sich erst später entwickeln würde, wobei ich mich fragte, zu welcher Seite hin.
Ich befand mich im alten Jerusalem zu König Salomos Zeiten, und vor mir stand tatsächlich dieser weise Herrscher. Ich schaute ihn ehrfürchtig an.
Wie hatte er ausgesehen?
Oft genug hatte ich mir darüber Gedanken gemacht. Und jetzt, als ich

vor ihm stand, da war ich kaum in der Lage, sein Aussehen aufzunehmen und zu verkraften. Ich merkte nicht mal, daß ich sein Schwert bei mir hatte, ich mußte erst auf den Boden der Tatsachen zurückkehren und darüber nachdenken.

Er war nicht groß, wie man hätte meinen können. Die Menschen damals waren kleinwüchsiger gewesen, und da machte auch Salomo keine Ausnahme. Er hatte dunkles Haar, das glatt auf seinem Kopf lag. Ein breites Gesicht mit kantigen Zügen, in dem besonders die Augen auffielen. Ihren Ausdruck zu beschreiben, fiel mir schwer, denn sie waren einfach intensiv. Man fühlte sich von ihnen regelrecht durchleuchtet. Die Blicke durchbohrten mich, und sie schätzten mich genau ab, als wollte Salomo herausfinden, auf welcher Seite ich stand.

Salomo war nicht mal prunkvoll gekleidet. Das hätte zu ihm auch nicht gepaßt. Er trug ein in meinen Augen eher schlichtes Gewand von beiger Farbe. Sandalen an den Füßen und um die Mitte des Körpers einen Gürtel geschlungen, zu dem auch eine Scheide gehörte, in die das Schwert hineinpaßte, das sich nun in meinem Besitz befand.

Wir beide standen uns zwar gegenüber, sprachen aber nicht, sondern tasteten uns mit Blicken ab, als suchten wir eine Gemeinsamkeit, und die gab es tatsächlich.

Ich stand ja nicht nur dem König Salomo gegenüber, sondern auch mir selbst, denn ich hatte schließlich einmal als Salomo gelebt. Darüber nachzudenken lohnte sich in diesem Fall nicht. Ich wäre nur in eine schwächere Position geraten. Das hätte mich ganz einfach überfordert, so ehrlich war ich mir selbst gegenüber.

Auch kam es mir vor, als wären wir ganz allein in dieser großen Tempelhalle. Dem war nicht so. König Salomo war von einem Gefolge begleitet worden, aber seine Soldaten hatten sich an den Wänden des Tempels aufgebaut und so eine breite Lücke für ihren Herrscher geschaffen.

Hinter ihm hatten auch seine Thronträger angehalten. Der König war von seinem Thron und dann von der Plattform abgestiegen.

Allmählich spürte ich wieder Boden unter den Füßen. Ich hatte mich wieder gefangen und drängte gewisse Vermutungen lieber zurück. Der Blick dieser prüfenden Augen blieb, auch das Schwert war von ihm erfaßt worden, aber der König hatte es bisher nicht zurückgefordert.

Auch an ihm war die Begegnung nicht spurlos vorübergegangen.

Er bewegte seine Hände, ein Zeichen der Unruhe, und ich sah den Siegelring an seiner linken Hand. Wahrscheinlich hatte Salomo gespürt, daß es zwischen uns eine Gemeinsamkeit gab. Nur konnte er nicht wissen, welche das war, und er würde es auch nicht herausfinden, wenn er stumm blieb.

Es stand mir nicht zu, ihn als erster anzusprechen, und so wartete ich ab.

Der König enttäuschte mich nicht. Mit leiser Stimme fragte er:
»Wer bist du?«
Seine Stimme hatte sich gut angehört. Sie war angenehm warm und flößte Vertrauen ein. Mit meinem Namen konnte er sicherlich nichts anfangen, so gab ich ihm eine andere Antwort. »Ich bin derjenige, der dir dein Schwert zurückbringen will.«
»Ja, das sehe ich.« Er hob die Arme leicht an. »Aber du hast es nicht gestohlen, das weiß ich.«
»Woher?«
»Es war eine Frau. Das Weib erschien mir im Traum, glaubte ich. Erst später wußte ich, daß es kein Traum gewesen war und mich diese Frau tatsächlich besucht hat.«
»Ja, ich kenne sie.«
Seine Augenbrauen waren normal gewachsen und nicht sehr dicht. Ich sah, wie er sie zusammenzog. »Du kennst diese geheimnisvolle Frau?«
»Sie ist eine Botin.«
»Von dir geschickt?«
»Nein, aber sie gab mir das Schwert.«
»Warum tat sie es?«
»Damit ich es dir zurückbringen kann. Sie wollte, daß wir uns treffen. Deshalb hat sie es gestohlen. Kannst du das verstehen, Salomo?«
Er lächelte. »Es gibt so vieles, das ich nicht verstehe, denn es wird von unserem Gott gelenkt, aber ich glaube nicht, daß du ein Bote Jahwes bist.«
»Nein, bestimmt nicht. Ich bin gekommen, um dich zu sehen. Ich will nicht nur das Schwert zurückgeben, sondern auch mit dir sprechen, verstehst du?«
»Ja, du hast es mir gesagt. Aber du bist nicht nur ein Fremder für mich, du bist sehr fremd.«
»Das hast du gut beobachtet.«
»Woher kommst du? Gehörst du zu einem fremden Stamm? Bist du aus dem Land mit dem großen Fluß gekommen?«
Damit konnte er wohl nur Ägypten gemeint haben, und er kriegte auch eine Antwort. »Nein, ich stamme nicht von dort. Ich bin über das große Wasser in dein Reich gelangt.«
»Das große Wasser«, murmelte er. »Ja, ich habe davon gehört. Reisende berichteten mir davon.« Er streckte den linken Arm aus und zeigte auf mich. »Sag mir ehrlich, kleidet man sich in eurem Land so wie du?«
»Das ist so.«
»Es muß ein geheimnisvolles Land sein. Wo finde ich es, Namenloser?«

»Ich heiße John Sinclair…«
Er dachte über den Namen nach, das war ihm anzusehen. Nur kam er zu keinem Ergebnis. Er hakte aber auch nicht nach. Ich war keine Gestalt aus der Geschichte, im Gegensatz zu ihm. Erwähnte man in unserer Zeit seinen Namen, so wußten die meisten Menschen Bescheid, doch Salomo nickte nicht mal. Er blickte mich nur prüfend an, als wartete er auf eine Erklärung.
»Ich stamme nicht nur aus einem anderen Land, sondern lebe auch in einer anderen Zeit.« Es war eine normale Erklärung, aber schwer zu begreifen, selbst für einen weisen Herrscher wie Salomo.
Dennoch zeigte er sich gefaßt. »Man sieht es dir an, daß du aus einem anderen Land zu uns gekommen bist, aber ich denke über das Wort Zeit nach. Ich weiß, daß es die Zeit gibt, und in meinen Träumen habe ich erlebt, daß es die Zeit manchmal nicht gibt. Da ist sie aufgehoben. Da erlebe ich mich selbst in anderen Welten und sehe etwas, mit dem ich beim Erwachen nicht zurechtkomme…«
»Auch Menschen so wie ich? Triffst du sie in deinen Träumen? Sehen sie dann so aus?«
»Ich weiß es nicht, denn ich vergesse vieles. Aber sag mir, wo deine Zeit liegt.«
»Sehr weit in der Zukunft«, erwiderte ich leise, »und die Welt, wie du sie siehst, Salomo, gibt es in meiner Zeit nicht mehr. Da hat sich fast alles verändert, aber sprechen wir nicht von meiner Zeit, sondern von deiner, in die ich geschickt worden bin.«
»Dann hast du mich besuchen wollen?«
»Das ist immer mein Wunsch gewesen.«
Er überlegte scharfsinnig und sagte: »Dann mußt du in einer Zeit leben, in der das geschehen kann, nicht wahr?«
»Ja und nein«, gab ich zu. »Nicht alle Menschen können diese Reisen unternehmen. Es gibt nur sehr wenige Ausnahmen, und zu ihnen darf ich mich zählen.«
»Dann bist du auch so etwas wie ein König in deiner Welt?«
»Nein, nein!« Ich lachte. »Ich bin kein König. Ich habe auch längst nicht die Macht wie du.«
»Trotzdem bist du hier.«
»Ja«, sagte ich. Salomo wurde mir immer sympathischer. Ich hatte Vertrauen zu ihm gefaßt. Die Chemie stimmte zwischen uns, und auch er wußte, was er an mir hatte. Er war ein intelligenter und weiser Mann, der an den Problemen seiner Zeit großes Interesse zeigte und sicherlich noch mehr wissen wollte.
»Warte bitte noch«, sagte er und hob die rechte Hand. Dann drehte er sich um und schaute zurück.
Sein Gefolge hatte sich nicht bewegt. All die Menschen wirkten in dem Tempel wie die starr gewordene Kulisse zu einem Film, und es

griff auch kein Hohepriester ein. Für mich waren sie so etwas wie Hofschranzen, aber man mußte sie und ihre Beziehungen zur Macht akzeptieren. Zumindest das Volk tat das. Und über welche Macht sie verfügten, das wußte ich von den alten Ägyptern her.

Salomo sprach mit ruhiger Stimme, doch ich kriegte nicht mit, was er sagte, denn meine Gedanken waren wieder auf Wanderschaft gegangen.

Zudem fühlte ich mich jetzt besser. Das bedrückende Gefühl der Furcht hatte mich verlassen. Ich war wunderbar aufgenommen worden. Der König hatte mich nicht als Feind angesehen, und ich konnte nur hoffen, daß es so blieb, denn noch hatte ich nicht mit ihm über meinen größten Wunsch gesprochen.

Wenn ich an die Bundeslade dachte, bekam ich eine trockene Kehle. Noch immer konnte ich mir nicht vorstellen, daß ich in ihrer Nähe stand. Wenn die Überlieferungen stimmten, dann hatte der König sie hier im Tempel versteckt, fast zum Greifen nahe.

Wie würde er reagieren, wenn ich ihn fragte? Ich stieß die Luft aus und nahm mir vor, mir darüber zunächst keine Gedanken zu machen und erst einmal abzuwarten.

Salomo hatte seine Befehle erteilt. Die Träger drehten sich um, die Soldaten verließen ebenfalls ihre Plätze, und auch das Volk, das in der Nähe des großen Eingangs wartete, zog sich wieder zurück. Ich fragte mich, ob sich die schöne Esther unter den Zuschauern befunden hatte. Auch ihr mußte ich dankbar sein, da sie mir sehr geholfen hatte.

Der König war zufrieden, drehte sich wieder um und schaute mich an. »Ich weiß, daß du mir viel erzählen kannst, dich aber auch Fragen quälen. Wir werden Zeit und Muße genug haben, darüber sprechen zu können. Deshalb komm mit mir.«

Da gab ich ihm recht. Es war einfach wunderbar, sich mit dem Mann zu unterhalten, als der ich einmal gelebt hatte, doch auf der anderen Seite war der Drang, endlich die Lade zu sehen, natürlich riesengroß.

Ich hätte ihn am liebsten gebeten, mich sofort dorthin zu führen, aber das ließ ich bleiben. So gut kannten wir uns nicht. Außerdem wollte ich sein Vertrauen nicht mißbrauchen, und so stellte ich diesen drängenden Wunsch zunächst einmal zurück.

Er lächelte mich an, als er wieder auf mich zutrat. Sein Gesicht war glatt, nicht bärtig wie das der meisten Männer hier in Jerusalem. Ich durfte gar nicht darüber nachdenken, daß er der Sohn des legendären Königs David war und später selbst zu einer Legende geworden war. Zudem befand ich mich in einer Zeit, über die das Alte Testament berichtete. Ich hätte jetzt so vieles erfahren können, aber das stellte ich zurück. Wichtig waren allein der König und die Lade.

Bevor er mich wegführte, lächelte er noch das Schwert an. Ich wollte es ihm schon geben, aber er schüttelte den Kopf und legte seine Hand

auf meine, die bereits den Griff berührt hatte.

Es war schon ein unbeschreibliches Gefühl, das mich beim ersten Kontakt überkommen hatte. Da wurde ich praktisch von mir selbst angefaßt! Ich überlegte, ob ich ihm das sagen sollte und vor allen Dingen mit welchen Worten. Es würde schwierig werden, aber es nutzte auch nichts, sich jetzt schon darüber Gedanken zu machen.

Andere Dinge waren wichtiger.

Durch meine eigenen Gedanken hatte ich auf die Umgebung kaum achten können. Ich war einfach zu sehr abgelenkt gewesen und ließ mich dann eine Treppe hochführen.

Wenig später hatten wir die Gemächer des Königs betreten, und ich hielt für einen Moment die Luft an, denn ich wunderte mich über die Pracht der Ausstattung. Von anderen Königen war ich es gewohnt, auch in meiner Zeit gab es noch in manchen Schlössern einen unbeschreiblichen Luxus, aber hier hatte ich den Eindruck, im Palast eines muslimischen Herrschers zu stehen, obwohl an den Islam zur damaligen Zeit noch nicht zu denken war.

Mich beeindruckten die Wasserspeier und die Liegen.

Diener standen an verschiedenen Orten. Sie verbeugten sich, wenn wir sie passierten. Mosaike an den Decken und Wänden zeigten verschwenderische Motive. Man hatte mit Gold nicht gespart, und mir kam in den Sinn, daß sich in einem derartigen Palast auch die Königin von Saba wohlgefühlt hätte.

Salomo sagte nichts. Er beobachtete mich heimlich von der Seite her und lächelte hin und wieder. Wie jemand, der sich über das Staunen seines Begleiters amüsierte.

Zwei Diener glitten lautlos heran und öffneten uns eine zweiflügelige Tür. So konnte ich den privaten Bereich des Königs betreten, in dem die Düfte kostbarer Öle schwebten, vermischt mit Blumendüften.

Auch hier sprudelte Wasser – in Brunnen und aus den Wänden. Es war der Quell des Lebens, das in Rinnen aufgefangen und weitergeleitet wurde.

Ein Diener überholte uns. Er trug ein Tablett, auf dem Obst lag.

Datteln und Feigen. Auch einen Krug und zwei Schalen hatten darauf Platz gefunden.

In meiner Zeit sagt man Sitzlandschaft zu dem, in dem wir uns niederließen. Prächtige Liegen, herrlich weiche, bestickte Kissen.

Uns umwehte der angenehme Geruch des brennenden Öls.

Ich war tief in die Kissen eingesunken. Fühlte mich so wohl wie in Abrahams Schoß und mußte selbst über diesen Vergleich lächeln, weil Abraham auch eine biblische Figur war.

Salomo verstand das Lächeln falsch. »Es gefällt dir hier, nicht wahr?«

»Ja, es ist wunderschön. Eines Königs würdig.«

Er selbst schickte seinen Diener fort und verteilte Wasser aus dem

Krug in die beiden Schalen. »So darf man es nicht sehen«, sagte er.

»Ich brauche den Prunk nicht, denn meine Welt ist eine andere. Es ist die Welt des Friedens. Ich möchte, daß keine Kriege mehr stattfinden. Ich will endlich Frieden haben, und ich bin auf dem Weg dorthin, denn ich habe es geschafft, die Stämme Israels zu vereinigen und Jerusalem zur Stadt Jahwes und des Königs zu machen. So kann ich nur hoffen, daß der Friede hält. Dazu brauche ich keinen Prunk, auch keinen Tempel. Das haben andere gewollt.«

»Das hat sich auch in meiner Zeit nicht geändert«, sagte ich.

Er schaute mich intensiv an, als er mir die Schale reichte. »Sind die Menschen gleichgeblieben?«

»Man kann es so sehen.«

»Ich dachte es mir. Aber trinke bitte. Du wirst mir viel zu erzählen haben. Oder bist du müde und möchtest erst ruhen?« Er hielt sich die Schale an den Mund.

»Nein, ich möchte mit dir reden.«

»Dann ist es gut.«

Wir tranken beide. Es sah aus wie Wasser, es war auch Wasser, aber es hatte einen besonderen Geschmack. Es war leicht bitter, aber sehr erfrischend, wahrscheinlich mit dem Saft von Zitronen angereichert. Ich leerte die Schale, ließ das Obst aber liegen, denn Hunger hatte ich noch nicht.

Mir lagen so viele Fragen auf der Zunge, auch hätte ich gern mehr über die geheimnisvolle Königin von Saba gewußt, die ich ebenfalls schon erlebt hatte, aber ich mußte mich auf das Wesentliche konzentrieren. Für mich war die Lade wichtig. Ich mußte einen Weg finden, um an sie heranzukommen, ohne daß dabei meine Neugierde zu sehr auffiel.

Auch der König hatte seine leere Schale abgesetzt, und wir saßen uns nun gegenüber. Ich sah sein Lächeln und den Glanz in seinen Augen. Mit seiner Frage bewies er, daß er schon nachgedacht hatte.

»Du bist zu mir gekommen, weil dich ein großer Wunsch quält. Bitte, ich habe Vertrauen zu dir gefaßt. Ich werde dich anhören und dann die Entscheidungen treffen.«

»So einfach ist das nicht«, sagte ich. »Zuvor muß noch etwas geklärt werden.«

»Das ist immer so.«

Ich hatte das Schwert vor meine Füße gelegt, weil es mich behinderte. In dem glänzenden Metall sah ich mein leicht verzerrtes Spiegelbild. Salomo hatte mich beobachtet und fragte: »Ist es nicht eine wunderbare Waffe, John?«

»Das stimmt.«

»Der Schmied meines Vaters David hat es hergestellt. Im Traum ist ihm ein Bote Jahwes erschienen und hat ihm erklärt, wie er die Klinge

schmieden soll.«

»Er ist ein Künstler gewesen.«

»Ja, und ich bin stolz darauf. Aber ich werde es dir überlassen, denn ich habe dem Krieg abgeschworen. Ich brauche es nicht mehr. Mein Haus ist ein Tempel des Friedens.«

»Ich freue mich über deine Worte«, sagte ich, »und möchte mich auch bedanken. Wahrscheinlich wird aber eine Zeit kommen, in der ich das Schwert gebrauchen kann, denn ich weiß, daß der Friede nie von langer Dauer ist.«

»In deiner Zeit.«

»Ja. Und auch in der Zeit davor. Aber ich möchte dir etwas zeigen, Salomo.«

»Oh. Was ist es?«

Ich hatte schon ein wenig überlegt, ob ich das Kreuz hervorholen und es dem König zeigen sollte. Es war ein Risiko, aber ich mußte es einfach eingehen.

Geschaffen war es von Hesekiel, als das Volk der Israeliten in der babylonischen Gefangenschaft schmachtete, und das war nach Salomo gewesen.

Er schaute mich an.

Verflixt, ich war nervös. Ich mußte mich von wirren Gedanken befreien, und trotz der Kühle standen die Schweißperlen auf meiner Stirn. Behutsam holte ich das Kreuz hervor, das – kaum lag es auf meiner Hand – einen Lichtreflex abstrahlte, weil es vom Schein einer Ölleuchte getroffen worden war.

Ich streckte den Arm mit dem Kreuz aus und schaute zu, wie der König es betrachtete. In seinem Gesicht stellte ich eine Veränderung fest.

Kannte er es?

Im Prinzip unmöglich, aber ich hatte mir abgewöhnt, über diesen Begriff nachzudenken.

Salomo war bleich geworden. Jetzt war es an ihm, auf das Kreuz zu zeigen. Dabei sah ich genau das Zittern seiner Finger. »Du«, flüsterte er mit kaum verständlicher Stimme. »Du hast das Kreuz, das Zeichen?«

»Ja, es gehört mir. Kennst du es?«

Er hob den Kopf. »Ja, ich kenne es, mein Freund.«

»Aber woher, das ist…«

»Aus meinen Träumen«, flüsterte er. »Ich kenne es aus meinen Träumen. Dort habe ich es gesehen…«

***

Beide waren wir zunächst so überrascht, daß wir nichts sagen konnten. In den Träumen hatte Salomo das Kreuz gesehen. Wer konnte wissen, wohin ihn die Träume geführt hatten? In welche

Reiche? In welche Länder? In welche Zeiten…

Er wischte über sein Gesicht. Er schaute sich um, aber es war niemand da, der uns sah. »Ich sah auch die Kriege. Ich sah das Volk weinen, ich sah es in Knechtschaft liegen, und ich sah den alten Mann, der in einem Verließ saß und das Kreuz herstellte. Es war ein wundersamer Mensch, ein weiser Prophet, der viel, sehr viel gesehen hatte und manchmal vom Himmel herabschaute, als hätte ihn Jahwe getragen. Ich wußte, daß es ein besonderes Zeichen ist, aber ich habe nie herausgefunden, für wen es wichtig sein würde.«

»Für mich, Salomo.«

»Dann bist du einer von uns?« fragte er mit leiser Stimme.

Ich überlegte mir die Antwort genau. Er rechnete damit, daß ich zu ihm oder zu ihnen gehörte, aber das stimmte im Prinzip nicht und auch wieder doch. Wie würde er auf das Phänomen der Wiedergeburt reagieren? Was würde er tun, wenn ich ihm sagte, daß *ich* einmal *er* gewesen war und sich sein Geist nach dem Tod mit dem des Sehers vereint hatte? Konnte er das verkraften? Wenn ja, würde sich dann in gewissen Kleinigkeiten am weiteren Verlauf der Geschichte etwas ändern?

Das alles ging mir durch den Kopf. Auch der König merkte, daß ich meine Probleme hatte. Er fragte: »Kannst du es mir nicht sagen? Oder möchtest du es nicht?«

»Das ist schwierig, Salomo.«

»Ich glaube es dir. Aber darf ich dich um etwas bitten, John?«

»Gern.«

»Ich möchte das Kreuz anfassen. Ich bitte dich darum, es mir zu geben. Ich werde es nicht behalten, es gehört dir, aber es ist etwas Wunderbares, das weiß ich. Ich kenne es aus meinen Träumen, und ich weiß, daß man es ein Kreuz nennt. So hat es auch Hesekiel bezeichnet und erklärt, daß es einmal sehr wichtig werden würde.«

»Dieses Kreuz?« fragte ich.

»Nein, bestimmt nicht. Aber es ist ein Zeichen. Ich weiß von einem Gerechten, der daran hingerichtet wurde.« Salomo schüttelte den Kopf. »Nein, die Gedanken sind schlimm, und ich komme auch nicht…« Er stoppte seinen Redefluß. »Ich weiß es nicht mehr. Es sind Träume gewesen. Reisen in die Träume hinein. Nicht alles habe ich behalten.«

»Nimm das Kreuz«, sagte ich leise. »Bitte…«

»Ja, denn so erfüllt sich ebenfalls ein Traum oder eine Prophezeiung. Hesekiel sagte mir, es wird der Tag kommen, wo jemand aus einer fernen Zeit erscheint und dir etwas zeigen will. Als wir uns in der Tempelhalle sahen, da habe ich an seine Worte gedacht. Ich bin ihm sehr dankbar dafür, auch für das, was er mir erklärte und zeigte. So habe ich meine Weisheiten empfangen können und den Krieg

zwischen den Völkern hassen gelernt.«

Er griff nach dem Kreuz.

Ich drückte es ihm zwischen die Finger. Salomo hielt es fest wie ein kostbares Kleinod. Seine Augen leuchteten plötzlich auf. Er lehnte sich zurück in das weiche Kissen und schaute verträumt zur Tempeldecke.

Ich hätte einiges gegeben, um seine Gedanken zu erraten. Das war nicht möglich, und so hoffte ich, daß er sie mir später mitteilte, wenn ich das Kreuz wieder besaß.

Seine rechte Hand zuckte. Er hatte sie zur Faust geschlossen. Aus ihr ragte das Kreuz hervor, ohne allerdings aufzustrahlen. Sein Mund war zu einem breiten Lächeln verzogen. Die Augen hielt er beinahe geschlossen. So wie Salomo sah ein Mensch aus, der gerade seine Traumwelt bereiste.

Er teilte mir seine Gefühle nicht mit, aber sie waren vorhanden, das entdeckte ich auch auf seinem Gesicht. Hin und wieder zuckten die Wangen, dann öffnete er den Mund, aber er stöhnte nur auf oder sprach so leise, daß ich kein Wort verstand.

Seine freie Hand konnte er ebenfalls nicht ruhig halten. Immer wieder wischte er mit der Fläche über ein Polster hinweg, als wollte er den roten und mit Goldfäden durchwebten Stoff allmählich zerreiben. Schließlich führte er das Kreuz an seinen Mund und küßte es. Danach ließ er die Hand sinken, öffnete die Augen wieder und schaute mich intensiv an, ohne allerdings etwas zu sagen.

Seine Augen hatten sich vom Ausdruck her verändert, das stellte ich sofort fest. Ich saugte mich quasi an seinen Pupillen fest, die ihre normale Klarheit verloren hatten und nur allmählich wieder in ihren alten Zustand hineinglitten. Seine Finger bewegten sich wie verlangsamt, als er die Faust öffnete, damit das Kreuz wieder freilag.

»Du hast es erlebt?« fragte ich leise.

Salomo nickte, ohne mich anzusehen. »Ja, ich habe es erlebt. Ich war woanders, und es durchfuhr mich eine Wärme wie noch nie. Es war einfach ein wundersames Erleben, und ich sah Bilder, die ich nie vergessen werde.«

»Möchtest du darüber sprechen?«

Der König ließ sich Zeit mit der Antwort. »Nicht gern«, gab er dann zu.

»Was ist der Grund?«

»Ich habe vielleicht in das Reich Jahwes gesehen. Ich schwebte davon, sah helle Lichtgestalten, und ich fühlte mich plötzlich geborgen. Vier Männer waren es, die strahlten und mich aus ihrem Reich anschauten.«

Ich wußte, wen er gesehen hatte. Die Anfangsbuchstaben der Erzengel waren in das Kreuz eingraviert worden, aber damit konnte er wohl nichts anfangen, deshalb hielt ich den Mund.

Salomo sprach weiter. »Sie waren so gütig, und sie haben all die schlechten Götter vertrieben, die auch mein Volk angebetet hat. Wie Baal, wie Astarte und all die anderen Gottheiten. Sie wurden von den Jünglingen überstrahlt.« Er hob die Schultern. »Noch etwas ist wunderbar, John«, sagte er dann. »Ich habe plötzlich keine Angst mehr vor dem Tod. Ich weiß jetzt, daß ich nach meinem Leben etwas Wunderbares erleben werde, daß ich auch nicht sterben kann. Ich werde weiterleben, aber ich kann es nicht in Worte fassen.«

»Das kann wohl keiner von uns«, sagte ich.

»Aber ich werde wohl…« Ihm fehlten die Worte. Salomo konzentrierte sich auf mich. Er sah mein Nicken. »Es ist sehr schwer, über diese Geheimnisse zu sprechen, die wohl nie ein Mensch lösen kann, aber ich kann dir versichern, daß deine Seele nicht vergehen wird. Der Atem des großen Jahwe kann nicht zerstört werden, bei keinem Menschen, aber bei einigen von ihnen wird er in eine andere Form übergehen.«

Salomo schüttelte den Kopf. Er begriff es nicht. Ich wußte ja selbst, wie schwierig es war, ihm gewisse Dinge zu erklären, die ich selbst nicht genau durchblickte.

»Dein Geist wird deshalb nicht vergehen, Salomo, weil er noch gebraucht wird. Er wird sich dann einen anderen Körper suchen und so lange warten, bis dieser Mensch gestorben ist, dem der Körper gehört. Dann begibt er sich wieder auf die Suche und wird irgendwann fündig werden. Das alles wird so eintreten, bis er dann einen vielleicht letzten Körper gefunden hat. Einen Mann, der auch der Sohn des Lichts genannt wird.« Allmählich näherte ich mich meinem eigentlichen Ziel. Salomo konnte davon nichts ahnen. Seine Gedanken waren in eine andere Richtung abgedriftet, die aber nicht unbedingt falsch war, denn er fragte mich: »Bist du ebenfalls ein Prophet? Einer, der in einer weit entfernten Zeit lebt und zurückkehrte?«

»Nein, das bin ich nicht. Ich weiß nicht genau, wie ich es dir sagen soll, aber ich bin einer der Körper, von denen ich dir berichtet habe, Salomo.«

Der König schaute mich an, und ich sah, wie es in ihm arbeitete. Er bewegte seine Lippen, war aber nicht in der Lage, ein Wort zu sagen.

Deshalb wollte ich ihm helfen und fragte: »Soll ich es noch einmal wiederholen?«

»Nein«, sagte er. »Nein, das brauchst du nicht. Ich würde meinen eigenen Geist nur gern weiter und größer haben, aber das geht nicht. Ich bin dem Schöpfer auch so dankbar. Du hast mir von den Körpern erzählt, die der Geist aussucht.«

»Ja.«

»Und von einem Sohn des Lichts.«

»Auch das sagte ich.«
Sein Blick wurde wieder fest. »Der Sohn des Lichts«, murmelte er.
»Der Mann, der das Kreuz besitzt. Darf ich dich fragen, ob du dieser Sohn des Lichts bist?«
Ich holte laut durch die Nase Luft. Wie ein Schauer der Ehrfurcht legte sich eine Gänsehaut auf meinen Körper. »Ja, Salomo, das darfst du fragen.«
»Bist du es?«
Ich nickte.
Für einen Moment schloß er die Augen. Er öffnete sie wieder, schloß sie, und ich ließ ihn in Ruhe, weil ich ahnte, mit welchen Gedanken er beschäftigt war. Dann endlich war er in der Lage, sie zu formulieren. »Du bist der Sohn des Lichts. Wenn alles stimmt, was du gesagt hast, dann bin ich du – oder du ich?«
Und ich nickte abermals…

***

Jetzt war es heraus, und ich war gespannt, wie der weise und friedliebende König reagieren würde.
Er sagte nichts, er schwieg. Aber er bewegte sich. Hin und wieder schaute er mich prüfend an, um herauszufinden, ob ich nicht noch etwas hinzufügen wollte. Das war meine Interpretation. Ob er tatsächlich so dachte, wußte ich nicht.
Erst jetzt fiel mir die Stille auf. Ich hatte meinen Atem auf ein Minimum reduziert, und auch von Salomo war so gut wie kein Geräusch zu hören. Schließlich verließ ein tiefer Atemzug seinen Mund, und ein flüchtiges Lächeln umhuschte seine Lippen. Es war Anfang und Antwort zugleich, denn dieses Lächeln bewies mir, daß er dieses Phänomen akzeptiert hatte.
Salomo bewegte sich. Er stand mit einer sehr langsamen Bewegung auf, und auch ich blieb nicht länger sitzen. Ich tat es ihm nach.
Beide standen wir und schauten uns an.
Zwischen uns stand ein Tisch, auf dem die Schale mit dem Obst und die leeren Trinkbecher ihren Platz gefunden hatten. Salomo umrundete den Tisch und kam auf mich zu. Das Kreuz hatte er mitgenommen. »Darf ich dir es wiedergeben, Sohn des Lichts?« fragte er mit leiser Stimme.
»Danke.« Ich nahm es an mich.
»Es gehört dir, es hat seinen Weg hinter sich.« Ich spürte, daß er etwas Bestimmtes wollte, und auch mich hatte dieses Gefühl überkommen. So umarmten wir uns beide.
Mir kam es noch immer einem Wunder gleich, daß ich in der Vergangenheit existierte und tatsächlich den weisen König Salomo umarmte. Ich spürte seinen Körper, die menschliche Nähe, und wieder

überkam mich der Schauder.

Dann hörte ich ihn sprechen. »Deine Gedanken werden nahe an die meinen herankommen, und ich weiß auch, daß es viele Fragen gibt. Aber sollten wir Menschen sie nicht so lassen? Ist es wichtig, auf alles eine Antwort zu finden?«

»Nein, nicht immer.«

»Das meine ich auch.« Wir lösten uns voneinander. »So hat sich in den Zeiten nicht viel geändert. Es wird wohl immer Menschen geben, die Fragen stellen und Antworten erhalten werden.«

»Nur bis zu einer gewissen Mauer. Auch die wird es stets geben, und der Mensch wird einfach zu schwach sein, um sie zu überklettern. Aber darüber sollten wir nicht reden. Es gibt andere Dinge, wichtigere, auch für mich, Salomo.«

»Das weiß ich, mein Freund.«

Ich lächelte, als ich mich setzte. Auch Salomo hatte seinen Platz wieder eingenommen. »Sicherlich möchtest du von mir Aufklärung über meine Zeit haben.«

»Ich gebe es zu.«

Er strich mit beiden Händen über die Falten seines Gewandes, um sie zu glätten. Dann sagte er: »Ich will dich nicht fragen, wie du es geschafft hast, zu mir zu kommen, ich möchte nur, daß du ehrlich bist und mir den Grund nennst. Bist du nur hier, um mich endlich einmal sehen zu können?«

»Nein, das nicht.«

»Dann warte ich auf deine Antwort.«

Jetzt kam ich nicht mehr daran vorbei. Irgendwo war ich froh, die Wahrheit sagen zu können, aber ich wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen und sprach davon, daß es in meiner Zeit einen Glauben gab, der auf Begebenheiten aufbaute, die mit dem Volk der Israeliten in einem direkten Zusammenhang standen. Ich sprach nicht vom Neuen Testament, auch nicht von der Zeitenwende, aber von einem sagenumwobenen König Salomo, der jetzt vor mir saß.

»Man kennt mich noch?« fragte er.

»Du bist nicht vergessen worden. Der Bau deines Tempels und auch der Besuch der Königin von Saba ist in die Geschichte der Menschheit eingegangen.«

Als er den Namen der Königin hörte, da hatte es für einen Moment in seinen Augen aufgeblitzt. »Du kennst sie?«

»Sie ist ebenfalls berühmt geworden.«

»Ja, sie hat mich besucht, und sie ist aus dem Süden gekommen. Von sehr weit her.«

»Sie blieb auch bei dir.«

»Das stimmt. An meinen Hof. Mit ihrem Gefolge.«

Wie nebenbei fragte ich, obwohl ich unter Spannung stand. »Und ihr

habt nebenbei auch Kinder gezeugt?«

Für einen Moment kam es mir vor, etwas Falsches gesagt zu haben, denn Salomo machte auf mich den Eindruck, als wollte er in die Höhe springen, aber er riß sich zusammen, blieb sitzen und ballte die Hände zu Fäusten. »Das weiß man in deiner Zeit?«

»Ja.«

»Warum weiß man das?«

Ich hob die Schultern. »Es ist vieles gefunden worden. Dabei sollten wir es belassen, nur hätte ich gern eine Antwort auf meine Frage, denn es ist wichtig.«

Der König überlegte eine Weile. Er schaute dabei an mir vorbei.

Wenn ich mich nicht sehr irrte, hatte sein Blick einen träumerischen Ausdruck bekommen. »Sie war eine wunderschöne Frau. Wir haben ein Kind gezeugt, das stimmt.«

»Es heißt Menelik?«

»Auch den Namen kennst du?«

»Nimm es hin, Salomo.«

»Das werde ich, John. – Ja Menelik. Er wurde nicht hier geboren, denn die Königin reiste zurück und gebar ihn in ihrer Heimat. Aber er kehrte später zu mir zurück und erfreute sich an meiner Gunst. Nicht alle sahen es als gut an. Neid kam auf, und so setzten mir die Hohepriester zu, Menelik wieder in die Heimat zurückzuschicken. Ich kam ihren Wünschen nach, denn ich wollte keine Feindschaft, und so ließ ich ihn ziehen.«

»Du hast aber eine Bedingung gestellt, wie ich hörte.«

»Ja, nicht nur er sollte gehen, auch die ältesten Söhne der Hohepriester. Als König konnte ich es durchsetzen, und so ist es dann auch geschehen.«

»War auch ein Mann mit dem Namen Azarius dabei?«

Salomo erstarrte. »Du kennst auch ihn?«

»Ich habe von ihm gehört.«

»Und was weißt du noch?« flüsterte er mir zu.

»Nicht viel mehr.«

Wieder schaute er mich so starr an. »Nein, das stimmt nicht. Das ist nicht wahr. Du verschweigst mir etwas, John…«

»Ich kann dir wirklich nichts sagen. Aber es hat diesen Azarius gegeben.«

»Ich will nichts mehr von ihm hören.«

»Warum nicht? Hat er etwas getan…?«

»Du weißt es, John.«

Ich hob die Schultern. »Es sind alte Erzählungen, die Wahrheit kenne ich nicht. Aber du scheinst Azarius nicht zu mögen. Wer ist er gewesen?«

Meine letzten Worte hatten den König in einen Taumel von Gefühlen

gerissen. Eine direkte Antwort bekam ich nicht. Doch aus der indirekten- hörte ich die Wahrheit ebenfalls hervor. »Azarius ist der Halbbruder von Menelik…«

Plötzlich packte mich eine Starre. Das Blut schoß mir in den Kopf, denn mit dieser Neuigkeit hatte ich nicht gerechnet. Menelik und Azarius waren also Halbbrüder. Das konnte nur bedeuten, daß sie ein gemeinsames Elternteil hatten. Von Salomo wußte man, daß er den Frauen nicht eben abgeneigt war.

Ich brauchte die Frage nicht zu stellen, er las sie an meinen Augen ab. »Ja, es stimmt. Ich bin der Vater des Azarius.«

»Gut«, sagte ich nach diesem Geständnis und nickte. »Kannst du mir auch sagen, wer die Mutter ist?«

»Ich kenne sie nicht gut. Es war natürlich nicht die Königin von Saba. Es war ihre Dienstmagd, ebenfalls eine wunderschöne Frau. Sie hat Azarius geboren.«

»Den du nie als deinen Sohn anerkannt hast.«

»Du hast recht. Ich konnte ihn nicht anerkennen. Azarius war anders als Menelik.«

»Und er ist auch mit nach Äthiopien gegangen, in das Reich der Königin von Saba.«

»Ja, denn ich habe veranlaßt, daß er mitging. Zusammen mit Menelik und all den anderen Söhnen der Hohenpriester. Die Erstgeborenen sollten weg und sich in einem anderen Reich niederlassen. Dort konnten sie die neuen Siedlungen gründen.«

Das stimmte, und noch heute leben in Äthiopien Juden.

Automatisch dachte ich an den Mönch aus der Kathedrale in Chartres. Bisher hatten sich all seine Angaben als wahr bestätigt, aber die wichtigste Auskunft fehlte mir noch, und ich war gespannt, wie der König darauf reagieren würde.

Er war in sich zusammengesunken. Er sah jetzt aus wie ein alter Mann, der dabei war, über seine Fehler nachzudenken. Er konnte mich auch nicht mehr anschauen, und ich wußte plötzlich, daß ich das letzte Rätsel hier nicht gelöst bekommen würde, wenn der Mönch Angares auch weiterhin recht behielt.

Mit einer Frage näherte ich mich dem Thema. »Deine beiden Söhne befinden sich nicht mehr in deinem Reich, Salomo?«

Er hielt den Kopf gesenkt, als er die Antwort gab. »Das weißt du auch?«

»Ja, und ich denke, daß das, wonach ich so sehr gesucht habe, sich auch nicht mehr hier im Tempel befindet. Ich bin sicherlich viel zu spät gekommen.«

»Sprichst du von dem Geschenk Jahwes?«

»Ja, das meine ich. Die Lade mit dem Inhalt, den Moses damals von Jahwe bekommen hat. Die Tafel der Gesetze und…«

Er unterbrach mich. Dabei blickte er mich an, schaute aber trotzdem ins Leere. »Es gibt sie nicht mehr, John. Sie – sie wurde mir gestohlen.«

»Azarius?« fragte ich.

»Er und die anderen, und auch mein Sohn Menelik hat sie nicht mehr zurückgebracht.« Salomo hatte die Worte sehr traurig ausgesprochen, was ich gut nachfühlen konnte.

Vergebens war mein Besuch hier im Tempel von Jerusalem nicht gewesen. Ich hatte vieles gelernt, viel bestätigt bekommen, aber die Lade würde ich wohl nicht hier finden, die befand sich woanders.

Versteckt in einem Land, das weit im Süden lag. Wenn ich sie sehen wollte, mußte ich dorthin reisen.

In dieser Zeit, in der ich mich befand, würde eine derartige Reise Monate dauern, deshalb hatte es keinen Sinn, es zu versuchen. Aber ich wollte dennoch Einzelheiten erfahren und fragte weiter. »Hast du denn Kenntnis davon, wo man die Lade genau hinbrachte?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Sagt dir der Name Aksum etwas?«

»Was ist das?«

»Eine Stadt im Reich der Königin von Saba.«

»Nein, ich habe diesen Namen nie gehört. Ich weiß nicht, ob es eine solche Stadt überhaupt gibt.«

Da stand ich auf dem Trockenen. Ich war mir nämlich auch nicht sicher. Ich hatte mal gehört, daß Aksum erst im zweiten Jahrhundert vor Christi gegründet sein sollte, und soweit mir bekannt war, befanden wir uns Anfang des neunten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Man kannte auch nicht das genaue Todesjahr des Königs. Es mußte zwischen 940 und 930 vor Christi gelegen haben, aber das brachte mich nicht weiter, und ich wollte auch nicht mit dem König über den Tod reden. Nur mußte ich ihn dahin bringen, daß er mir mehr über die Lade erzählte, denn er wußte ja Bescheid, sie hatte sich in seinem Besitz befunden und war das Herzstück des Tempels gewesen.

»Es ist schade, mein Freund, daß ich dir nicht mehr helfen kann, aber du hast mich in keiner guten Zeit getroffen. Ich bin auch allmählich alt geworden. Mein Lebenswerk ist geschafft. Ich habe den Tempel zu Ehren Jahwes erbaut, aber auch, um ihr eine Heimat zu geben.«

»Ja, Salomo, ja. Und über sie möchte ich gern mehr wissen. Denn du bist derjenige, der sie am besten kennt. Bitte, ich brauche deine Erklärungen.«

»Was willst du denn alles wissen, mein Freund.«

»Die Wahrheit, wenn möglich.«

Müde nickte er mir zu. »Weißt du nichts?«

»Ein wenig.«

Er winkte ab. »Ich habe sie schon beinahe vergessen. Ich habe versagt, ich hätte nie gedacht, daß man sie stiehlt und…«

»War es denn so leicht?« unterbrach ich ihn.

»Was meinst du?«

»Wie groß war sie?«

»Nicht groß«, flüsterte er. Er maß Länge und Breite mit den Händen ab. Ich schaute ihm genau zu und kam zu dem Entschluß, daß die Lade in der Länge etwas mehr als einen Meter maß und in der Breite ungefähr die Hälfte. »Aber sie war von innen und außen mit Gold beschlagen«, sprach er weiter. »Und zwei Cherubin saßen sich an den Enden gegenüber und schauten sich an. Sie ist ein großes Geheimnis gewesen und sie war für unser Volk wertvoll, denn von ihr ging früher eine zerstörerische Kraft aus. Sie konnte Krankheiten erzeugen und wurde mitgenommen, wenn unsere Stämme in den Krieg zogen. Ich wollte sie zähmen und hatte es geschafft. Sie hatte hier ihren Platz bekommen, aber jetzt ist sie verschwunden, und ich bin einfach zu alt, um mit einem Heer in das Reich der Königin von Saba zu ziehen. Ich kann die Lade nicht wieder nach Jerusalem zurückholen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich möchte nicht mehr kämpfen. Ich will nur den Frieden.«

»Den hast du gefunden, Salomo.«

»Du nicht?«

»Ich weiß es nicht, mein Freund. Dies hier ist nicht meine Zeit, und ich habe auf der Reise hierher viel Schlimmes gesehen. Ich muß auch wieder weiter.«

»Du willst Abschied nehmen?«

»Ja, das möchte ich.«

»Wohin?«

»Ich werde nicht aufgeben und die Lade suchen.«

»Im Land der Königin?«

»Das auch.«

»Aber nicht in meiner Zeit?«

»Nein, sondern in meiner, wenn ich Glück habe. Denn dort, wo ich herkomme, wird noch immer von der Lade gesprochen. Man hat sie nicht vergessen, man sucht nach ihr. Sollte ich sie finden und feststellen, daß sie in guten Händen ist, bin ich zufrieden, denn dann habe ich meinen Auftrag erfüllt.«

»Ja, das hast du gut gesagt«, erklärte der König. »Aber wie bist du gekommen?«

»Nicht aus dem Himmel, nicht mit einem fliegenden Wagen, der Licht und Feuer speit. Ich bin auf einem Rad gekommen. Auf dem Rad der Zeit, und dorthin werde ich wieder gehen.«

»Allein?«

»Kannst du denn mit?«

»Ich würde mitgehen, John, aber nicht in eine andere Zeit.«

»Das brauchst du auch nicht. Wenn wir beide wirklich allein gehen können, dann bitte.«

»Wir werden es«, sagte er und stand auf.

Ich blieb noch einen Moment sitzen und dachte darüber nach, ob ich mir den Ort zeigen lassen sollte, an dem die Bundeslade aufbewahrt worden war.

Das wollte ich dann doch nicht. Und so stand ich ebenfalls auf, ohne allerdings richtig zufrieden zu sein…

***

Ich spürte wieder das Gewicht des Schwertes an meinem Körper.

Die Waffe war ein Begleiter, der mich immer an den König Salomo erinnern würde.

Derjenige, dem das Schwert einmal gehört hatte, ging neben mir her. Wir hatten die Stadt verlassen. Es war schwer genug gewesen.

Man war es nicht gewohnt, daß der König mit einem Fremden fortging, ohne von Soldaten oder der Leibwache begleitet zu werden.

Wir hatten eines der Stadttore bereits hinter uns gelassen. Die stickige Wärme zwischen den Mauern hatten wir verlassen und standen nun unter der sengenden Sonne. Grüne Inseln gab es wenige.

Die Höhen, zu denen wir mußten, flirrten in der Sonnenglut. Wieder einmal spürte ich, daß ich einfach zu dick angezogen war. Das ließ sich aber nicht ändern.

Des öfteren warf mir der König einen Blick von der Seite her zu.

Ich wußte nicht, was in seinem Kopf vorging. Seine Überraschung war bestimmt Überlegungen über die Zeit und über fremde Völker in der Zukunft gewichen.

Den Weg hatte ich mir gemerkt, so daß ich ihn ohne Schwierigkeiten wiederfand. Als wir die ersten Schatten der Felsen erreichten, blieb ich stehen und schaute lächelnd auf Salomo hinab.

»Es ist nun nicht mehr weit bis zu meinem Ziel«, erklärte ich ihm.

»Du wirst es bald sehen.«

»Wie reist du zurück?«

»Ich werde auf das Rad steigen. Und ich möchte dich bitten, es dann nach rechts zu drehen.«

»Aha.« Er nickte mir zu. Sicherlich hatte er nichts begriffen. Es war auch schwer, darüber etwas zu sagen. Das Rad der Zeit war nicht zu erklären, man mußte es einfach hinnehmen und sich mit der Wirkung abfinden. Sollte ich auch weiterhin am Leben bleiben, so war ich davon überzeugt, daß ich sein Geheimnis irgendwann einmal lüften würde, aber jetzt nahm ich es als Transportmittel hin, ohne großartig über seine Funktionsweise nachzudenken.

Nahe der blanken Felsen war es zwar nur wenig kühler, denn die

Steine strahlten die Hitze zurück, aber der Schatten stoppte die Sonnenglut. Ich war auch deshalb stehengeblieben, weil wir von dieser Stelle aus einen wunderbaren Blick über die Stadt hatten. Sie lag vor und unter uns. Der Tempel König Salomos überragte alle anderen Häuser. Er war wie eine Trutzburg. Salomo hatte in wohl für die »Ewigkeit« gebaut, aber er würde zerstört werden, das wußte ich.

Seine Stelle würde Jahrhunderte später der Felsendom einnehmen, erbaut von den Muslimen. Aber das war noch Zukunft. Der König würde sie nicht erleben, ebensowenig die Zerstörung seines Reiches.

Salomo hatte meinen Blick bemerkt. »Es sieht aus, als wolltest du Abschied nehmen, John.«

»Du hast dich nicht geirrt.« Ich deutete auf die Stadt. »Es ist für mich etwas Besonderes, das hier sehen zu dürfen. Um es zu beschreiben, fehlen mir die Worte, und es werden mir nur wenige Menschen glauben. Ich aber bin froh, diese Erfahrung gemacht zu haben, und ich werde das alles nie vergessen. Auch dich nicht, Salomo.«

Er nickte. Seine Stimme klang schon etwas schwermütig, als er sagte: »Es ist sehr schade, daß wir nicht länger beisammen sein konnten. Das Schicksal hat es nicht gewollt. Du lebst in deiner Welt, ich in meiner.«

»Aber man wird dich nicht vergessen«, erklärte ich lächelnd. »Es wird auch noch in meiner Zeit oft über den weisen König Salomo geredet werden.«

»Wirst du deinen Freunden von mir erzählen?«

»Bestimmt. Und ich werde dich loben. Das bin ich dir schuldig.«

Er nickte. »Dann wünsche ich dir Jahwes Beistand, daß du die Lade findest. Es tut mir leid, daß ich sie dir nicht habe zeigen können. Ich hätte es gern getan, aber…«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das ist nicht tragisch, Salomo. Irgendwann werde ich sie finden. Das spüre ich einfach, das steckt in mir. Ich glaube nicht, daß ich diese Reise umsonst gemacht haben, aber jetzt wird es Zeit für mich.«

»Ja, das glaube ich auch.«

Wir blieben nahe der heißen und hellen Felswand. Das Gestein schien in der Hitze nach Wasser zu schreien, und mir rann der Schweiß über das Gesicht.

Ich dachte an die schöne Esther. Gern hätte ich noch von ihr Abschied genommen, aber der Trubel in der Stadt war einfach zu groß gewesen.

Das Rad der Zeit stand in einer Felsnische. Mein Puls normalisierte sich, als ich es sah. Ich hatte schon befürchtet, daß es verschwunden war, aber es stand noch da.

Gemeinsam blieben wir davor stehen. Salomo war so überrascht, daß er kein Wort herausbrachte. Es schaute sich die beiden Dreiecke an und dachte nach.

Sie glichen dem Stern Israels, der auch die Flagge dieses Landes zierte. Es war zu spüren, daß ihm die Worte auf der Zunge brannten. Ich forderte Salomo auf, etwas zu sagen.

»Dein Kreuz und die Zeichen auf dem Rad…«

»Sie stimmen überein«, sagte ich.

»Warum?«

»Nicht, daß ich dir die Frage nicht beantworten möchte, aber ich habe es nicht herausgefunden.«

»Es ist bestimmt wichtig für dich.«

»Da sagst du etwas.«

Er hob die Schultern. »Schade, daß ich dir nicht helfen kann. Ich hätte es gern getan. Es ist wichtig, und auch mir sind die Zeichen nicht unbekannt…«

Das hatte ich mir beinahe gedacht. Leider war nicht die Zeit, hier noch länger zu warten. Ich erlebte den inneren Drang, die Reise fortzusetzen.

»Wir können nicht mehr forschen oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht, Salomo. Ich werde das Rad jetzt besteigen.«

»Tu, was du tun mußt.« Er kam auf mich zu. Wir umarmten uns.

Wieder überlief mich der kalte Schauer, als ich daran dachte, wen ich da umschlungen hielt.

Als ich mich löste, zuckte das Gesicht des Königs.

Ich drehte mich hastig um und kletterte auf das Rad. Salomo brauchte mir nicht zu helfen. Er schaute mir zu, hatte den rechten Arm zum Gruß erhoben und sagte noch: »Behalte mein Schwert als Erinnerung, John. Ich brauche es nicht mehr. Ich habe der Waffe abgeschworen. Ich will den Frieden finden.«

»Du hast ihn schon bekommen. Spätere Generationen werden über einen Friedenskönig berichten, darauf kannst du dich verlassen.« Ich hob noch einmal den Arm, bevor ich an dem Rad Halt suchte.

Auch mit den Füßen hielt ich mich fest. Das Schwert steckte wieder in meinem Gürtel.

Das Rad stand unter »Strom«. Es vibrierte leicht, und diese Schwingungen übertrugen sich auf mich. Das Zittern rann durch meinen Körper. Ich war mir sicher, daß es nur darauf wartete, gedreht zu werden. Nun bat ich den König, es zu tun.

»Nach rechts, bitte! Du mußt es nach rechts drehen. Ich will nicht weiter zurück in die Vergangenheit. Nach rechts, Salomo…«

»Ja, mein Freund. Lebewohl.«

Er trat vor. Dicht am Rad und seitlich etwas versetzt blieb er stehen. Ich sah ihn nicht mehr, denn ich schaute über ihn hinweg, hinein in diesen blauen und sonnenhellen Himmel. Irgendwo dort lag die Lösung aller Dinge, aber wir Menschen waren einfach zu schwach, um

sie begreifen zu können. Es war vielleicht auch gut so, daß wir nicht alles wußten.

Salomo griff nach dem Rad.

»Jetzt!« sagte ich.

Der König strengte sich an. Er nahm auch die andere Hand zu Hilfe. Den Ruck spürte ich sehr deutlich, und dann setzte sich das Rad der Zeit in Bewegung.

Ich kippte nach rechts, hielt mich fest und stemmte mich zugleich ab.

Der Himmel verschwand aus meiner Sicht. Die Farbe verlor sich, ich sah wieder den hellen Felsboden, dann geriet noch einmal der König in mein Blickfeld, aber er war schon so weit weg, als wäre er hastig zurückgetreten.

Etwas schob sich zwischen ihn und mich. Ich fand nicht heraus, was es war. Der graue Nebel, die Schatten der Zeit vielleicht, aber darüber wollte ich nicht nachdenken.

Ich war nicht mehr als ein Spielzeug im Kreislauf der Zeiten…

***

Suko hatte seinen Vorsatz wahrgemacht und war im Haus geblieben. In der Küche hatte er sich einen Tee gekocht und sich aus dem Kühlschrank etwas zu essen genommen. Zwei Fleischklopse, für deren Zubereitung Mary Sinclair berühmt gewesen war. Er hatte sie zuerst nicht anrühren wollen, sich dann aber überwunden, denn der Hunger war stärker.

So saß er am Tisch, aß, trank hin und wieder einen Schluck Tee, schaute aus dem Fenster und hing seinen Gedanken nach, die ihm gar nicht gefielen.

Er fühlte sich wie abgestellt. Suko wußte genau, daß in der Zwischenzeit gewisse Dinge passierten, aber er schaffte es nicht, sie unter seine Kontrolle zu bekommen. Es ärgerte ihn noch immer, daß er so spät eingeweiht worden war. Wäre er von Beginn an dabei gewesen, hätte er den Verlauf der Ereignisse möglicherweise beeinflußt.

Sein Handy meldete sich. Augenblicklich kehrte die Anspannung zurück. Er stellte es auf sprechbereit und hörte Shaos Stimme, die etwas dünn klang.

Suko lächelte. »Hi, Shao…«

»Geht es dir gut?«

»Ja. Ich sitze hier…«

»Ich weiß ja, daß du bei Johns Eltern bist. Hast du sie inzwischen gesehen?«

»Ja, Shao, und es war schlimm.«

Er hörte ihr Räuspern. »Das glaube ich dir. Wir alle kannten sie ja sehr gut. Wer kann sie denn umgebracht haben?«

»Ich weiß es mittlerweile«, gab Suko nach einer Weile zu. »Es waren in dem Sinne keine Menschen. Auch mich hat man töten wollen, aber das ist nicht gelungen. Ich habe diesen Killerschatten vernichten können. Aber er war anders. Du mußt dir vorstellen, daß aus dem Schatten wieder ein Mensch entstand. Oder eine Kreatur, die ich dann vernichten konnte, die mir aber noch Informationen gab, weil sich in ihren Augen so etwas wie ein Speicher befunden haben muß.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Laß es auch, Shao. Ich selbst komme ebenfalls damit nicht zurecht. Aber es wird eine Lösung geben, da bin ich mir sicher.«

»Du willst noch in Lauder bleiben?«

»Ja, Shao. Zumindest möchte ich die Nacht noch hier verbringen.«

»Was hält dich denn?«

»Ich weiß es selbst nicht«, gab Suko zu und schaute gegen sein schwaches Abbild in der Fensterscheibe. »Ich kann es dir wirklich nicht sagen, aber es ist so etwas wie ein Gefühl. Du weißt, daß wir uns darauf verlassen können.«

»Ja, das stimmt. Aber Gefühl für was?«

»Ich habe noch keine Ahnung, Shao.«

»Hast du Angst?«

»Das gerade nicht. Ich wäre lieber mitten im Geschehen. Mal sehen, vielleicht wird sich noch etwas ergeben.«

»Und von John hast du nichts gehört?« erkundigte sich Shao nach einer kurzen Pause.

»Leider nicht.«

»Wer weiß denn über ihn Bescheid?«

»Nur er selbst, schätze ich.«

»Ja, leider«, murmelte Shao. »Gib auf dich acht, Suko, damit es dir nicht so ergeht wie Johns Eltern.«

»Keine Sorge, ich passe schon auf.«

Sie verabschiedeten sich, und Suko steckte den kleinen Apparat wieder weg.

Der Tee war inzwischen kalt geworden. Suko trank ihn trotzdem und aß auch den Rest seiner kargen Mahlzeit. Dann überlegte er, denn die Botschaft aus den Augen war ihm zwangsläufig wieder in den Sinn gekommen. Wie ein akustisches Geschichtsbuch hatte sie sich angehört. Die Stimme hatte ihm Namen und Jahreszahlen mitgeteilt, wichtige Daten aus dem Mittelalter.

Lag in dieser Zeit die Lösung?

Suko war davon überzeugt. Und er kam auch immer mehr zu dem Entschluß, daß die Templer eine nicht unwesentliche Rolle beim Verschwinden der Bundeslade gespielt hatten. Oder sie waren an der großen Suche nach ihr beteiligt gewesen, denn darauf deutete auch einiges hin. Suko spukte auch der Name Lalibela durch den Kopf. Ein

Prinz aus Äthiopien. Einer, der vor Hunderten von Jahren gelebt und sicherlich auch Kontakt mit den Templern gehabt hatte.

Das Dickicht war nicht ausgedünnt worden. Es hatte sich noch mehr verdichtet.

»Und dann gibt es da noch den Fluch der Sinclairs«, sagte er leise vor sich hin. »Irgendwo muß auch John als Teilstück in dieses Puzzle hineinpassen. Zusammen mit seinen Eltern, die ermordet worden waren. Man wollte den Namen auslöschen. Man wollte die Personen nicht mehr haben. Warum?«

Suko konnte sich die Antwort nicht geben. Es blieben nach wie vor Spekulationen zurück, aber ein Motiv schälte sich für seinen Geschmack immer deutlicher hervor.

Es sollte John auf keinen Fall gelingen, die rätselhafte Bundeslade zu finden. Andere Kräfte versuchten mit aller Macht und mit Gewalt, dies zu verhindern.

Wer steckte dahinter?

Suko redete mit sich selbst. »Auf der einen Seite eine Gruppe, die zwei Profikiller nach Chartres geschickt hatte. Auf der anderen«, jetzt lachte Suko auf, »waren es die Schatten.«

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, weil er auch nach intensivem Nachdenken keinen Zusammenhang fand. Da war der Bogen einfach zu weit gespannt worden.

Diesmal meldete sich sein Handy nicht, sondern das normale Telefon. Suko war froh über diese Unterbrechung, denn er trat gedanklich auf der Stelle.

Nach dem dritten Tuten hatte er abgehoben, brauchte sich aber nicht zu melden, denn das tat der Anrufer schon von allein. »Gut, daß Sie noch da sind, Inspektor.«

»Ah, Constabler Bull. Was gibt es?«

Der Kollege aus Lauder lachte. »Ich weiß nicht, ob es etwas gibt, aber in Anbetracht der Vorfälle dachte ich mir, daß ich Ihnen etwas erzähle, was vor einigen Minuten hier passiert ist.«

»Meinen Sie die Sinclairs damit?«

»Nein, nicht sie, Sir. Es geht um eine fremde Frau. Also eine, die hier in Lauder unbekannt ist. Sie hat sich nach dem Haus der Sinclairs erkundigt.«

»Interessant. Bei Ihnen?«

»Nein, bei meinem Neffen. Aber sie wußte nicht, daß er mein Neffe ist. Er war auf dem Weg zu mir und wollte mir etwas bringen. Da hat er mir natürlich brühwarm von dem Treffen berichtet. Die Frau fährt übrigens einen dunkelgrünen Lancia.«

»Und Sie meinen, daß sie auf dem Weg zum Haus ist?«

»Davon gehe ich aus, Sir.«

Suko schaute unwillkürlich zum Fenster. Hinter der Scheibe war

nichts zu sehen. »Hat Sie sonst noch etwas gesagt?«

»Nein, nichts. Sie nannte keinen Grund für ihren Besuch, wenn Sie das meinen.«

»Dann bedanke ich mich für die Vorwarnung. Ich werde sie schon gebührend empfangen.«

»Tun Sie das. Und wenn Sie Hilfe brauchen, Inspektor…«

»Werde ich mich natürlich an Sie wenden, Mr. Bull. Noch einmal herzlichen Dank.« Suko atmete scharf aus, als er aufgelegt hatte. Er war froh über diese Warnung gewesen. Aber wer, zum Teufel, konnte daran Interesse haben, den Sinclairs einen Besuch abzustatten? Jedenfalls war die Person fremd, sonst hätte sie sich nicht nach dem Haus der beiden erkundigt. Ob sie jemand war, der kontrollieren wollte, daß auch alles perfekt gelaufen war?

Es hatte keinen Sinn, wenn er sich Gedanken machte. In den folgenden Minuten würde er eine Erklärung bekommen. Lange konnte es nicht dauern, bis sie eintraf.

Suko stellte die Teetasse weg, behielt aber das Fenster im Auge, denn von der Küche aus konnte er den Platz vor dem Haus sehr gut überblicken.

Sekunden nur vergingen, dann schob sich ein Wagen den letzten Rest des Hügels hoch. Die Kühlerschnauze des dunkelgrünen Lancias erschien in Sukos Blickfeld. Wer hinter dem Lenkrad saß, erkannte er wegen der getönten Scheibe nicht, aber die Person fuhr den Wagen dorthin, wo auch Sukos Leih-BMW parkte.

Die Frau ließ sich mit dem Aussteigen Zeit. Suko, der so stand, daß er nicht gesehen werden konnte und von der Seite her durch das Fenster peilte, stellte fest, daß die Person auf dem Fahrersitz die nähere Umgebung betrachtete.

Endlich stieg sie aus.

Suko konnte ein anerkennendes Nicken nicht unterdrücken. Die Besucherin sah gut aus. Ihr langes, rabenschwarzes Haar war locker gefönt worden und bewegte sich wie eine Welle, als sie ging. Sie trug einen Kamelhaarmantel, den sie nicht zugeknöpft hatte. Für einen Moment sah Suko sie im Profil. Die gerade Nase fiel ihm auf und das energisch nach vorn strebende Kinn.

Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was diese Person mit Mary und Horace Sinclair zu tun hatte. Sie wirkte auf den ersten Blick wie eine smarte Geschäftsfrau, die zu irgendeiner Verabredung kam, um einen Vertrag zu unterschreiben.

Es würde sich in den nächsten Minuten herausstellen, wenn er mit der Frau ins Gespräch kam.

Sie schellte.

Suko überlegte, welche Ausrede er benutzen sollte, wenn sie nach den Sinclairs fragte. Er würde sich als Verwandter oder Hausaufpasser

ausgeben oder auch als etwas anderes. Das kam auf die jeweilige Situation an.

Nach dem zweiten Klingeln stand Suko bereits vor der Tür.

Schwungvoll zog er sie dann auf und tat so, als wäre er völlig überrascht worden. Auch die Frau war überrascht, bei ihr war es nicht gespielt, und sie trat sogar von der Tür zurück.

Sie sah exotisch aus, mit dunklem Teint, dunklen Augen, einfach interessant.

»Oh«, sagte Suko. »Mit Ihrem Besuch habe ich nicht gerechnet. Guten Tag. Wer sind Sie?«

Die Frau hatte sich schnell wieder gefangen und schaffte sogar ein Lächeln. »Pardon, wenn ich mit einer Gegenfrage antworte. Aber Sie sind nicht Horace F. Sinclair?«

»Das stimmt.«

»Ich wollte eigentlich zu ihm und seiner Frau.«

Suko hob die Schultern und gratulierte sich schon jetzt. Wie gut er doch schauspielern konnte. »Sie sind leider nicht da, Madam, aber sie werden noch kommen.«

Die Frau überlegte und biß sich dabei auf die Unterlippe. Suko fiel auf, daß sie ihn dabei sehr wohl beobachtete. So war dieser unschlüssige Ausdruck nur gespielt.

»Ich kann Ihnen wohl den Vorschlag machen, ins Haus zu kommen und gemeinsam mit mir auf die Sinclairs zu warten. Natürlich nur, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Darüber denke ich ja gerade nach.«

»Waren Sie denn verabredet?« fragte Suko.

»Ja, das waren wir. Es ging um eine Versicherung, die bald ausläuft. Wir wollten über die erneute Anlage des frei werdenden Geldes sprechen. Es ist natürlich dumm, daß die beiden nicht anwesend sind.«

Suko glaubte der Frau kein Wort, aber er bewunderte ihre schauspielerischen Leistungen. Er machte auch mit. »Wenn Sie nicht unbedingt unter Termindruck stehen, kann ich Sie nur bitten, hier auf die beiden zu warten. Ich leiste Ihnen dann Gesellschaft.«

Die Besucherin schien zu überlegen. Schließlich nickte sie.

»Warum eigentlich nicht? Okay, es ist sowieso mein letzter Termin für heute. Also warte ich.«

»Das finde ich gut.«

Suko war zur Seite getreten, um den Weg ins Haus freizugeben.

Die Frau zögerte nicht mehr. Forsch trat sie über die Schwelle und schaute sich blitzschnell um. Unter dem Mantel trug sie ein graues Kostüm mit hellen Streifen. Vom Schnitt her war das Designer-Chic.

»Ich kann Ihnen gern einen Kaffee kochen«, sagte Suko und lenkte die Frau damit ab.

»Das wäre nett.«
»Kommen Sie mit in die Küche? Dort ist es am gemütlichsten.«
»Ja, gern.« Das hatte sich nicht überzeugend angehört. Ebensowenig überzeugend wie das Verhalten der Frau, denn sie schaute sich um wie jemand, der etwas kontrollieren oder entdecken wollte.
Suko wußte, daß ihm hier keine leichte Gegnerin gewachsen war.
Vor allem war sie keine Anlageberaterin, denn sie sondierte die Umgebung wie ein Offizier, der seine Taktik festlegen wollte.
In der Küche blieb sie dicht hinter der Tür stehen, nickte in den Raum hinein und lächelte. »Ja, hier ist es wirklich gemütlich. Sie haben recht, Mister.«
»Ich heiße Suko.«
»Ah ja. Mein Name ist Alischa.«
»Und was ist mit dem Kaffee?«
»Ich würde ihn gern trinken.«
»Setzen Sie sich.«
Das tat Alischa auch, aber sie legte ihren Mantel nicht ab, sondern breitete ihn zu beiden Seiten der Stuhlfläche aus.
Suko kam es vor, als würden sie sich gegenseitig belauern. Alischa sprach ihn nicht an, und er schwieg. Dafür kochte er Kaffee und hatte, da die Maschine so ungünstig stand, der Besucherin den Rücken zugewandt, was ihm nicht paßte, denn er traute ihr einfach nicht über den Weg.
»Haben Sie keine Unterlagen dabei?« fragte er, als er sich umdrehte und der Kaffee lief.
»Im Auto.«
»Ah, ja.« Suko holte Tassen aus dem Schrank. Milch fand er im Kühlschrank. Zucker war ebenfalls vorhanden, und er sah, wie die Frau ihn ständig anschaute.
»Sie denken über mich nach, wie?«
»Das tue ich allerdings.«
»Weshalb?«
»Wissen Sie, Mister, ich frage mich, was Sie hier tun. Ich habe nur die beiden älteren Herrschaften erwartet. Von Ihnen haben Sie mir nie berichtet.«
»Ich bin ein Freund des Hauses und passe darauf auf, wenn sie nicht da sind.«
»Dann geben Sie auf das Haus acht?«
»So ist es.« Suko war vor dem Tisch stehengeblieben und schaute schräg auf Alischa runter. »Ich genieße das volle Vertrauen der Sinclairs. Sie wohnen ziemlich einsam. Da kann man nie vorsichtig genug sein.«
»Das stimmt allerdings. Leben Sie ebenfalls hier in Lauder?«
»Nein, Edinburgh.«

»So ist das.« Sie schaute kurz auf die Uhr und runzelte die Stirn.
»Sind Sie in Eile?« fragte Suko.
»Nicht direkt«, gab die Besucherin zu. »Eine halbe Stunde kann ich schon noch warten.«
»Da könnten Sie Glück haben.«
»Wissen Sie denn, wo die beiden hingefahren sind?«
»Sie wollten etwas besorgen.« Suko zog ein harmloses Gesicht.
»Ob diese Besorgungen in einem Zusammenhang mit Ihrem Besuch hier stehen, das kann ich Ihnen allerdings nicht sagen.«
»Das macht auch nichts, Suko. Wichtig ist nur, daß ich nicht zu lange warten muß.«
Der Inspektor lächelte sie an. »Jedenfalls ist der Kaffee jetzt fertig.«
Er drehte sich wieder um. Suko wußte genau, daß hier ein Schauspiel ablief. Weder Alischa noch er sagten die Wahrheit. Sie ließen sich nicht aus der Reserve locken. Es war ein raffiniertes Spiel, wobei der eine Spieler dachte, daß er den anderen reinlegen konnte.
Suko wollte auf keinen Fall der Verlierer sein.
Mit der Kanne trat er wieder an den Tisch heran. Er schenkte Alischa zuerst ein, die sich mit einem Nicken bedankte, aber sonst wirkte, als wäre sie in Gedanken, dann war er an der Reihe. Suko stellte die Kanne anschließend wieder weg, drehte sich um, ging an den Tisch zurück – das heißt, er wollte es, aber schon den ersten Schritt hielt er zurück. Nicht zwei Augen schauten ihn an, sondern drei!
Das dritte Auge war leer.
Es gehörte der Mündung einer Waffe!

***

»Sie werden sich nur dann bewegen, wenn ich es erlaube«, erklärte Alischa. »Ist das klar?«
»Sicher, Madam. Sie haben die überzeugenderen Argumente.«
»Das will ich meinen. Jetzt wollen wir diese Komödie beenden, Mister.«
»Welche Komödie?«
»Das werden Sie noch merken. Verhalten Sie sich so, wie ich es Ihnen befehle. Wenn nicht, werde ich schießen. Es ist; verdammt schlecht, wenn man eine Kugel in den Bauch bekommt.«
»Kann ich mir denken.«
»Ziehen Sie Ihren Stuhl vorsichtig zurück. Ich will nicht, daß Sie zu dicht am Tisch sitzen. Sie könnten auf dumme Gedanken kommen. Ich möchte Ihre Beine sehen.«
»Wie Sie wollen, Alischa.«
Suko bewegte sich sehr langsam. Sie konnte alles unter Kontrolle halten. Er wollte ihr keinen Grund zum Schießen geben. Außerdem war er selbst daran interessiert, herauszufinden, was sie tatsächlich

von den Sinclairs wollte. Bestimmt wußte sie noch nicht, daß die beiden tot waren. Also gehörte sie zu einer anderen Gruppe, die in diesem denkwürdigen Spiel mitmischte.

Er nahm Platz und schaute ihr in die Augen. Sie war noch nicht zufrieden, denn sie befahl ihm, die Arme anzuheben und die Hände hinter den Kopf zu legen. »So habe ich Sie besser unter Kontrolle.«

»Stimmt.«

Als Suko die entsprechende Haltung eingenommen hatte, rückte Alischa die Waffe noch etwas zurecht. Zusammen mit der Hand lag sie auf dem Küchentisch, und die Mündung zielte direkt auf die Brust des Inspektors. Er sah, daß die Frau einen Revolver der Marke Smith & Wesson in der Hand hielt. Der Stahl glänzte wie frisch poliert.

»Wer sind Sie wirklich?« fragte sie.

»Ich habe Ihnen meinen Namen genannt.«

Alischa lächelte spöttisch. »Sie werden es kaum glauben, aber ich akzeptiere ihn sogar. Ich frage mich nur, was Sie in diesem Haus suchen. Erwartet habe ich Sie nicht.«

»Nun ja, das Leben ist voller Überraschungen und…«

»Reden Sie keinen Mist! Was tun Sie hier?«

»Ich achte auf das Haus.«

Alischa verengte die Augen. »Das mag bedingt stimmen. Aber es ist nicht so, wie Sie es gesagt haben. Sicherlich mögen Sie hier achtgeben, aber ich will von Ihnen wissen, wo sich die beiden Sinclairs befinden. Daß sie nicht da sind, weiß ich selbst, das brauchen Sie nicht noch einmal zu bestätigen. Wo halten sich die beiden Alten auf? Haben Sie ihnen vielleicht geraten, das Haus zu verlassen?«

»Nein, das nicht.«

»Was dann? – Wo finde ich sie?«

»Nicht mehr in diesem Haus. Nie mehr.«

Die letzte Bemerkung überging die Frau. Noch intensiver blickte sie Suko an. »Sie mögen ein Freund der Sinclairs sein – vielleicht, aber sind Sie nicht auch noch etwas anderes?«

»Was sollte ich denn sein?«

»Ich dachte schon an einen Bullen. - Aber nein«, erklärte sie lächelnd. »Danach sehen Sie nicht aus. Allerdings kann, ich mir vorstellen, daß Sie zu einer Firma gehören, die Häuser bewacht, wenn die Eigentümer nicht da sind. Sicherheits-Dienst, schätze ich mal.«

Suko schwieg bewußt. Er wollte es spannend machen und war gleichzeitig dankbar, daß ihm Alischa ein Stichwort gegeben hatte.

»Antworten Sie!«

Suko deutete ein Nicken an. »Mit Ihrer Vermutung könnten Sie recht haben, Madam.«

»Also doch. Warum hat man Sie engagiert?«

»Die Antwort haben Sie sich selbst gegeben. Ich bewache das Haus. Das ist alles.«

»Und wo sind die Sinclairs?«

»In der Stadt.«

Die Frau mit der Waffe schwieg. Es war ihr anzusehen, daß sie überlegte. Ihr Mund bewegte sich, und sie hatte die Lippen fest zusammengepreßt. »Da muß es doch eine Adresse in Edinburgh geben, Suko. Oder etwa nicht?«

»Die gibt es bestimmt. Nur kann ich sie Ihnen nicht nennen, da ich sie selbst nicht weiß.«

»Lüge!«

»Nein!«

»Wann kommen die beiden zurück?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Alischa fixierte ihn. »Gut, Sie haben keine Ahnung. Sie wissen nichts. Sie sind nur hier, um aufzupassen. Das hat sich mit diesem Augenblick erledigt. Jetzt übernehme ich Ihren Job.« Sie schickte Suko ein eisiges Lächeln entgegen. »Wie schön, daß dieses Haus einsam liegt. Da hört man keinen Schuß.«

»Sie wollen mich erschießen?«

»Ja, das hatte ich vor. Ich sagte Ihnen schon, daß Sie überflüssig sind, Mister. Zur Bewachung des Hauses reicht eine Person, und den Teil übernehme ich. Man wird irgendwann die Leichen finden, dann bin ich längst verschwunden.«

»Leichen, sagten Sie?«

»Stimmt. Auch die Sinclairs werden sterben müssen. In diesem Spiel muß jeder Störfaktor eliminiert werden. Und dazu zähle ich nun mal die Sinclairs.«

»Was haben die Ihnen getan?«

»Das braucht Sie nicht zu interessieren. Sie würden es auch nicht begreifen.«

»Helfen Sie mir!«

»Nein!« erklärte Alischa mit fester Stimme.

Suko kannte sich aus. Wer so sprach, der hatte sich entschlossen.

Für den gab es kein Zurück. Die Frau war eiskalt. Sie verfolgte nur ihre eigenen Interessen, und dabei ging sie über Leichen.

Die Haltung des Revolvers hatte sie verändert. Die Mündung wies jetzt auf Sukos Kopf. Er dachte daran, daß Profikiller immer zweimal schossen, aber das war nur ein flüchtiger Gedanke.

»Darf ich Ihnen noch etwas sagen, bevor Sie abdrücken?« flüsterte er. »Gewissermaßen als letzte Botschaft.«

Ihr Lachen klang so eisig, als wollte sie damit Wasser einfrieren.

»Sind es die Zuckungen eines Todgeweihten?«

»Nein, aber Sie wollten doch wissen, wo sich die beiden Sinclairs

aufhalten.«
»Stimmt. Es scheint Ihnen eingefallen zu sein. Aber ich werde Ihnen nicht glauben. Todeskandidaten suchen immer nach einem Ausweg. Da spreche ich aus Erfahrung.«
»Diesmal ist es anders.«
»Gut, ich höre.«
»Eine Mary und einen Horace F. Sinclair gibt es nicht mehr«, sagte Suko und die Trauer in seiner Stimme war echt. »Sie werden nie wieder dieses Haus hier betreten.«
»Sind sie umgezogen? Sieht mir nicht so aus. Wer läßt schon seine Möbel zurück?«
»Umgezogen könnte man es auch nennen. Sie sind aber nicht normal umgezogen. Beide Sinclairs sind tot.«
Jetzt war es heraus, und Suko wartete angespannt, was diese Alischa unternehmen würde. Für einen Moment zuckte sie zusammen.
Er befürchtete, daß sie den Zeigefinger krümmen würde, um abzudrücken, aber sie hatte sich wieder in der Gewalt. Sie atmete scharf ein, und ihre Nasenflügel vibrierten dabei.
»Was haben Sie gesagte, Suko?«
»Beide Sinclairs sind tot.«
»Aha.« Danach schwieg Alischa. Aber die Mündung wich nicht von der Stelle. »Da soll mir jemand zuvorgekommen sein?«
»So und nicht anders sehe ich das.«
Alischa überlegte. Sie tastete mit ihren Blicken Sukos Gesicht ab.
Es war für ihn nicht herauszufinden, ob sie ihm glaubte oder nicht, aber mit ihrer Ruhe war es dahin. Das Blut schoß ihr ins Gesicht und rötete die Haut. Dann fragte sie: »Nehmen wir mal an, es stimmt, was Sie mir gesagt haben. Dann frage ich Sie, wer hat die beiden Sinclairs umgebracht? Sie etwa?«
»Nein, sehe ich so aus?«
»Das war eine dumme Antwort.«
»Für Sie vielleicht, aber ich versichere, daß ich sie nicht getötet habe. Nun stellt sich die Frage, wer noch alles hinter diesen harmlosen Menschen her ist?«
»Harmlos?« fragte Alischa lachend. »Sie sind alles andere als harmlos.«
»Was haben sie denn getan?«
»Unter anderem einen Sohn in die Welt gesetzt, der ebenfalls Sinclair heißt.«
»Ja, ich kenne ihn. Er heißt John.«
»Gratuliere. Sie wissen viel«, erklärte sie spöttisch.
»Ich möchte mich nicht eben als Freund der Familie bezeichnen, aber ich kenne die beiden doch sehr gut und habe im Laufe der Zeit ihr Vertrauen erworben.«

»Das gefällt mir. Wenn Sie so gut Bescheid wissen, dann können Sie mir eventuell berichten, wie weit die Polizei bei der Aufklärung des Mordfalls gekommen ist.«

»Nicht sehr weit.«

»Das wissen Sie genau?«

»Ja.«

»Durch die Bullen?«

»Auch. Man hat keine Spuren gefunden. Man spricht sogar davon, daß die Sinclairs das Opfer von regelrechten Mordphantomen geworden sind. Von Killerschatten, die plötzlich erschienen und die beiden getötet haben. Es geschah nicht hier im Haus, sondern beim Friedhof. Ich kann Ihnen die Stelle zeigen, wenn Sie wollen.«

»Gratuliere«, flüsterte die Frau. »Sie wissen verdammt viel. Für einen Mann vom Sicherheitsdienst ist das eine Menge.« Sie hatte die Worte so ausgesprochen, daß Suko merken mußte, wie wenig sie ihm seine Ausrede abnahm.

»Ich habe mich eben erkundigt. Das gehört zwar nicht unbedingt zu meinen Aufgaben, aber ich bin von Natur aus neugierig.«

»Da haben wir ja eine Gemeinsamkeit. Da Sie also von Natur aus neugierig sind, würde es mich interessieren, ob Sie etwas herausgefunden haben, was den Tod der beiden betrifft.«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

Suko lächelte gequält. »Ich habe eine Bitte. Darf ich meine Arme nicht in eine normale Haltung bringen?«

»Nein, das dürfen Sie nicht. Wenn Sie mir in den folgenden Sekunden nicht sagen, was ich wissen will, werde ich Sie anschießen.«

»Okay. – Glauben Sie mir auch, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Killer kenne?«

Für einen Moment war die Frau unsicher geworden. Ihr Blick verlor die Härte, und sie bewegte flatternd die Augen. »Sie wissen, wer es getan hat?«

»Es waren die Schatten.«

»Schatten?«

»Ja, Madam. Gestalten, Schattenwesen, Phantome. Geister – wie auch immer. Sie haben die beiden getötet, und jetzt kommen Sie und wollen die Sinclairs ebenfalls umbringen. Sie sind zu spät gekommen. Ein Glück für Sie. So haben Sie sich einen Doppelmord erspart.«

»Das ist mir egal. Aber Sie bleiben dabei, daß es die Schatten gewesen sind?«

»Einen sah ich selbst.«

»Wie und wo?«

»Hier im Haus.«

»Was wollte er?«

»Mich ebenfalls töten.«

»Und er hat es nicht geschafft?«

»Nein, das sehen Sie doch. Ich war besser.«

Alischa deutete ein Nicken an. »Ja, Sie waren besser. Das glaube ich Ihnen sogar. Aber wieso waren Sie besser? Wie kann ein Mensch besser als die Schatten sein?«

»Er muß sie eben kennen.«

»Und Sie kennen die Schatten?«

»Ja, ich kenne sie.«

»Woher?«

Sie gestattete Suko sogar ein Heben der Schultern. Der große Streß war von ihm gewichen. Instinktiv spürte er, daß diese eiskalte Person vor ihm verunsichert war. Immer fester glaubte er an eine Polarisierung. Es gab zwei Gruppen, die Jagd machten. Auf der einen Seite waren es die Schatten, auf der anderen die, zu denen auch die Killer in Chartres gehörten.

Sie zählte zu den menschlichen Wesen, aber wer steckte hinter ihr?

Wer bezahlte sie?

»Bevor der Schatten verging, hat er geredet«, sprach Suko weiter.

»So habe ich interessante Dinge von ihm erfahren können.«

»Welche?«

»Daten aus der Vergangenheit. Zu den Hochzeiten des Mittelalters. Templer, Kreuzzüge…«

»Ach«, unterbrach sie ihn.

»Ja. Wollen Sie mehr hören?«

»Wenn Sie nicht mehr reden, schieße ich Ihnen die Kugel in die Schulter.« Alischa richtete ihre Waffe auf Sukos Schulter.

»Er sagte mir nichts Zusammenhängendes, aber er sprach von einem alten Prinzen. Lalibela mit Namen und…«

»Hör auf!« brüllte sie plötzlich. Innerhalb einer Sekunde hatte sie ihre Ruhe verloren. »Was weißt du von Lalibela? Was?«

»Nichts. Nicht viel. Zuwenig. Ich habe nur seinen Namen erfahren, aber ich konnte damit nichts anfangen.«

»Doch, du weißt mehr.« Sie funkelte ihn an. »Was weißt du über uns, verflucht?«

»Uns?«

»Ja, die Gruppe um Lalibela. Diejenigen, die sich seiner wieder erinnert haben und an die Macht kommen wollen. Wir werden das System verändern, die Regierung stürzen – und das alles in seinem Namen. Vor langer Zeit hat er geherrscht, und wir werden die Herrschaft unter seinem Banner weiterführen und in seinem Namen die Regierung übernehmen. Dabei rotten wir alles aus, was uns im Weg ist. Hast du gehört, Suko?«

»Ja, ich habe Ohren. Aber die Sinclairs waren euch bestimmt nicht

im Weg.«
»Doch, das waren oder sind sie. Jemand hat versucht, diesen John Sinclair einzuweihen. Wir wollten es verhindern, aber es hat nicht geklappt. Die Umstände waren gegen uns. Wer immer Sinclair heißt, muß sterben, es soll nichts an die Öffentlichkeit dringen, aber da habe ich jetzt keine Angst mehr darum«, erklärte sie lächelnd.
»Ja, die beiden sind tot. Was mit John Sinclair ist, weiß ich nicht, aber ich kann mir vorstellen, daß die Mörder seiner Eltern nicht zu Ihnen gehören.«
»Das stimmt allerdings.«
»Wer waren sie?«
»Es sind die Bewahrer gewesen. Die Bewahrer des großen Geheimnisses. Diejenigen, die einmal selbst an diesem Geheimnis teilgenommen haben, gestorben sind, aber trotzdem noch in der Nähe des Geheimnisses schweben, obwohl es sie schon lange nicht mehr als Hüter und Wächter gibt. Aber ihre Geister sind da. Ihre Schatten, und sie wollen, daß niemand das Rätsel löst.«
»Auch Ihre Gruppe nicht?«
»Richtig.«
»Dann sind Sie Feinde?«
»So kann man es nennen. Nur haben wir uns noch nicht so weit vorgewagt. Die ehemaligen Hüter haben es noch nicht bemerkt. Wenn sie es dann merken, müssen wir stark genug sein, um uns ihnen entgegenstellen zu können. Und das wird geschehen.«
»Was hat die andere Seite so bewacht?«
Alischa lachte leise. »Sie hat das bewacht, was eigentlich Lalibela und seinen legitimen Nachfolgern gehört.«
»Die Lade mit den Gesetzestafeln!«
Eine Antwort, auf die Alischa trotz allem wohl nicht gefaßt gewesen war. Sie saß plötzlich so starr auf ihrer Bank, als wäre sie zu Stein geworden. Das Kinn hatte sie noch weiter nach vorn gereckt, und Suko fürchtete wieder, sie würde abdrücken. Deshalb versuchte er es mit Diplomatie. »Wie ich hörte, haben wir dieselben Feinde. Es ist die Gruppe der ehemaligen Wächter, die keine Ruhe nach ihrem Tod finden können. Wäre es da nicht besser, wenn wir uns zusammentun und gemeinsam gegen die Schatten kämpfen?«
Mit diesem Vorschlag hatte er Alischa tatsächlich überrascht. Sie war zunächst einmal nicht in der Lage, etwas zu sagen, sondern schüttelte nur den Kopf.
»Was spricht dagegen?« fragte Suko.
»Alles!« gab sie zischend zurück. »Ich wäre eine Verräterin an unserer Sache geworden. Du bist ein Fremder. Du könntest nie auf Lalibelas Seite stehen. Aber ich bin froh, daß ich dieses Haus besucht und dich getroffen habe. So weiß ich, daß auch Fremde über den Prinzen

Bescheid wissen. Wer wurde noch eingeweiht?«

Suko gab die Antwort, obwohl er sich nicht sicher war. »Mein Freund John Sinclair.«

»Das dachte ich mir. Wo kann ich ihn finden?«

»Nicht hier. Auch nicht in Lauder. Es könnte sein, daß er sich dort befindet, wo du ihn nicht haben willst. In deinem Heimatland, dem ehemaligen Reich der Königin von Saba. Und es ist auch nicht sicher, ob er sich in unserer Gegenwart aufhält. Eher schon in der Vergangenheit. Du siehst, daß auf dem Weg zur Wahrheit noch einige Steine wegzuräumen sind.«

»Das weißt du alles.«

»Nein, aber ich kann es mir vorstellen und…«

Suko sprach nicht weiter. Er hatte Alischa genau beobachtet.

Durch die für sie überraschenden Neuigkeiten hatte sie ihre coole Sicherheit verloren. Sie war nervös geworden, und das hatte sich auch auf die Waffe übertragen. Die Mündung schwankte, zielte mal hierhin und mal dorthin.

Suko ging kein Risiko ein.

Der Tisch stand zwar weit von ihm entfernt, aber nicht zu weit. Er riß sein Bein hoch, sein Fuß traf den Tisch unter der Kante. Gleichzeitig warf er sich von seinem Stuhl. Er hörte einen schrillen Schrei und auch den Schuß…

***

Vorbei – diese Reise war vorbei. Verschwunden die Schatten, weggerissen die Nebel, und ich stand mit beiden Beinen auf der Erde, als hätte mich das Rad kurzerhand ausgespien.

Es dauerte eine Weile, bis ich mich orientiert hatte und auch wieder mit mir zurechtkam.

Noch immer befanden sich die Bilder der Stadt Jerusalem in meinem Kopf, aber die Umgebung, in der ich mich jetzt aufhielt, hatte mit dem alten Jerusalem nichts zu tun. Zwar brannte auch hier die Sonne, aber eine Stadt sah ich nicht in der Nähe. Dafür eine sehr unwirtliche Gegend aus Bergen und tiefen Tälern, die irgendwann in grauer Vorzeit entstanden waren.

Als Erinnerung hatte ich das Schwert des Salomo mitgebracht und noch den Umhang. Ihn streifte ich zuerst ab und warf ihn zu Boden.

Ich vermißte die Sonnenbrille. So fiel es mir nicht leicht, in den Himmel zu schauen, denn von dort oben hatte ich ein bekanntes Geräusch gehört. Sehr leise nur, aber ich wußte Bescheid. Bei genauerem Hinsehen, wobei ich meine Augen mit der Hand beschattete, entdeckte ich nämlich einen glitzernden Punkt in der unendlichen Weite des Himmel, der noch einen hellen Streifen hinter sich herzog.

Ein Flugzeug, ein Jet!

Nach dieser Entdeckung fiel die Spannung von mir ab, denn jetzt wußte ich, daß die Reise durch die Zeit hinter mir lag. Ich befand mich wieder in der Gegenwart, aber ich konnte beim besten Willen nicht herausfinden, in welch einem Land und in welcher sonnendurchglühten Umgebung. Natürlich dachte ich darüber nach und verglich dabei auch meine Informationen. Es drehte sich dabei alles um die Bundeslade, die von Azarius geraubt worden war, ohne daß Menelik etwas hatte dagegen unternehmen können. Der Sage nach war sie in den Süden geschafft worden. Äthiopien liegt nun mal südlich von Israel. So fand ich mich mit dem Gedanken ab, in diesem Land zu sein.

Allerdings ohne das Rad der Zeit!

Zweimal drehte ich mich um die eigene Achse. Die Bewegung hätte ich mir sparen können. Es war nicht mehr da, es hatte mich abgeworfen, um danach zu verschwinden.

Ich ging davon aus, daß es geholt worden war, dachte für einen Moment an den Roten Ryan und hörte zugleich ein leises Flötenspiel an meine Ohren dringen.

Also doch.

Er hatte es zurückgeholt. Es befand sich wieder an seinem alten Platz in Aibon. Durch sein Spiel hatte mich der Rote Ryan noch einmal darauf aufmerksam machen wollen.

Es war auch bald verklungen, und ich kam mir wieder allein vor, doch nicht so ganz. Das Gefühl, das mich überkommen hatte, sprach dagegen. Irgend etwas war hier anders. Zwar sah ich keinen Menschen, aber in der Umgebung gab es genug Schluchten und Seitentäler, in denen sich jemand verstecken konnte. Zudem entdeckte ich nicht weit von mir eine unbefestigte Piste, die tiefer in dieses felsige Land hineinführte.

Als einsamer Wanderer machte ich mich auf den Weg. Meine Füße wirbelten den hellen Staub auf, der mich in kleinen Wolken umfing.

Die Sonne brannte auf mich nieder, und ich suchte, wenn eben möglich, den Schatten. Der Weg, auf dem sich sogar verwaschen wirkende Reifenspuren abzeichneten, führte mich nicht in die Höhe, hin zu den großen Felsen, sondern fiel ab.

Das wiederum wunderte mich. Wer verlor sich schon in einem Wirrwarr von Schluchten, Canyons oder irgendwelchen geheimnisvollen Öffnungen und Nischen, die immer wieder in den staubigen, braungrauen Felswänden zu sehen waren?

Es gab eine Antwort.

Jemand, der etwas zu verbergen hatte.

Der es schon lange vor den Augen anderer verstecken wollte und deshalb diesen Irrgarten hier erschaffen hatte.

Nachdem der Weg eine weitere Linkskurve hinter sich gelassen hatte, blieb ich stehen, denn ebenfalls an der linken Seite lag ein breiter Graben. Die Piste führte unbefestigt daran entlang und verschwand in der Ferne, wo sie auch wieder leicht anstieg.

Diesmal hörte ich auf mein Gefühl oder auf meine innere Stimme.

Ich blickte ebenfalls nach links in den Graben hinein, der wirklich sehr tief war. Zudem auch düster. Es gelang mir nicht, den Grund zu erkennen. Er schwamm einfach in der grauen Finsternis.

Gedankenverloren blieb ich am Rand des Grabens stehen. Mein Blick verlor sich in der Tiefe, und ich fing an, mich über mich selbst zu wundern. Hätte mich jemand nach dem Grund gefragt, weshalb ich diese Pause eingelegt hatte, ich hätte ihm eine Antwort gegeben, über die er nur hätte schmunzeln können.

Eine innere Stimme, ein Druck, ein Gefühl, alles deutete daraufhin, daß es wichtig war, hier zu stoppen. Nicht die direkte Umgebung zählte, sondern das, was vor mir lag – die Tiefe des Grabens.

Ich beugte mich etwas weiter nach vorn. Aus der Tiefe wehte mir jetzt ein kühlerer Luftzug entgegen, wie der Hauch aus einem riesigen Grab. Und sofort hatte ich Sand in Mund und Augen. Geräusche waren nicht zu vernehmen, trotzdem lockte mich dieser Graben. Er sorgte dafür, daß ich weiterging.

Diesmal hatte ich sogar ein Ziel. Ich suchte nach einer Möglichkeit, in diese dunkle Tiefe zu gelangen. Die geheimnisvollen Kräfte oder Wesen schoben mich praktisch in diese Richtung. Ich konnte an nichts anderes mehr denken.

Noch blieb ich auf der Straße. Die ersten zehn, zwanzig Meter ging ich parallel zum Graben, nur darauf achtend, wo ich hintrat. Ich brachte noch ein Stück hinter mich – und hatte plötzlich gefunden, wonach ich mich instinktiv gesehnt hatte.

Es gab einen Übergang! Eine Brücke aus Stein, die in der Mitte von einer aus der Schlucht hochragenden Felssäule gestützt wurde.

Das war kein Werk der Natur. Hier hatten Menschen ein Erbe hinterlassen. Zudem glaubte ich daran, daß dieses ungewöhnliche Bauwerk schon uralt war und die Baumeister vor Hunderten von Jahren gelebt hatten.

Obwohl der Übergang ziemlich baufällig aussah, wurde ich von ihm beinahe wie magisch angezogen. Eine innere Stimme sagte mir nicht nur, daß diese Brücke genau der Weg war, nein, es kam noch etwas anderes hinzu. In der Tiefe wartete ein Geheimnis auf mich.

Ein Rätsel, das ich lösen mußte. Das mich dann auf dem Weg zu meinem Ziel, dem Erreichen der Bundeslade, weiterbrachte.

Für einen kurzen Moment dachte ich daran, daß hier nicht die Stadt Aksum war, aber das spielte jetzt keine Rolle. Ich wollte den Fall Stück für Stück aufrollen.

Die Brücke war leer. Nichts bewegte sich auf ihr. Ebensowenig an der anderen Seite des Grabens. Dort lauerte niemand auf mich.

Ich hatte freie Bahn.

»Dann mal los!« machte ich mir selbst Mut und betrat diesen nicht eben vertrauenserweckend aussehenden Übergang.

Breit war die Brücke nicht. Ich mußte sehr vorsichtig gehen, die Füße stets anheben, denn Buckel der unterschiedlichsten Größe wuchsen aus dem kompakten Stein hervor und bildeten gefährliche Abschnitte.

Ich ging Schritt für Schritt weiter.

Warmer Wind umfächerte mich. Zum Glück nicht so stark. Aber er drang trotzdem in die oft handbreiten Risse im Gestein ein und wühlte den sich dort abgesetzten Staub auf. Er puderte meine Hosenbeine, bevor er über die Seiten hinweggeweht wurde.

Als ich etwa die Mitte der Brücke erreicht hatte, blieb ich stehen.

Eine kurze Orientierung war nötig. Schwindelfrei mußte man schon sein, um in das Dunkel rechts und links zu blicken. Dabei fiel mir auf, daß er auf dem Grund zwar düster war, aber dort wuchs etwas hoch. Es erinnerte mich an die Dächer irgendwelcher Häuser, und ich dachte sofort an eine versteckte Stadt.

Die Rätsel nahmen zu…

Auch jetzt kam kein Mensch in meine Nähe. Niemand beobachtete, wie ich mich der anderen Seite näherte.

Ich hatte sie noch nicht erreicht, als ich die Stufen der alten Treppe entdeckte. Sie führte vom Rand der Schlucht in die Tiefe. Es war eine Treppe ohne Geländer, die sehr steil in die Tiefe führte. Wer endlich unten war, der wußte genau, was er getan hatte, und ich sah, was mir bevorstand.

Auf den letzten Metern der Brücke knirschte es noch gefährlich unter meinen Füßen, aber es brach nichts weg, und mit einem letzten großen Schritt erreichte ich den Rand.

Von hier aus hätte ich weiter in das Land hineingehen können.

Auf einen Hintergrund zu, in dem sich in der Glut der Sonne schwach die Umrisse einer Gebirgskette abzeichneten. Den Namen kannte ich nicht. Ich wollte ihn auch nicht wissen, denn ich hatte einen schwierigen Abschnitt vor mir. Eine mit Sand und vielen kleinen Steinen bedeckte Treppe. Ohne Geländer!

Eine derartige Treppe war ich noch nie gegangen. Das Hinabsteigen war schlimm. Ich konnte mich nirgendwo festhalten und mußte dabei auf meine Füße schauen. Wenn ich direkt nach vorn sah, dann überkam mich das Gefühl, einfach in die Leere hineinzufliegen. Abheben und weg.

Schritt für Schritt tappte ich weiter. Nur keinen Fehler begehen, nur nicht ausrutschen, auf keinen Fall den Blick abwenden und einen

Fehltritt riskieren.
Die Anstrengung und die Konzentration waren enorm. Es gelang mir einfach nicht, das Zittern in den Knien zu unterdrücken. Ich tat, was ich tun mußte: Ich legte eine Pause ein und ließ mich vorsichtig auf einer Stufe nieder.
Tief ausatmen. Die Beine wieder unter Kontrolle kriegen. Mich trieb ja nichts, ich hatte keine Eile, ich würde schon früh genug zu dem Ziel in der Tiefe gelangen, die deutlich näher gerückt war.
Erkennbar näher!
Zum erstenmal zeichneten sich die Umrisse innerhalb der Schatten deutlicher ab. Mauern, Dächer, tiefe Löcher in den Wänden, die wie Eingänge zum Reich der Finsternis wirkten. Tunnels, Höhlen, ein düsteres Labyrinth, ein Versteck für das Böse, das so schnell kein Mensch entdecken würde.
Ja, dort unten öffnete sich eine Welt für mich. Ich hoffte, daß ich am Boden einen weiteren Hinweis auf die Bundeslade fand. Zurück schaute ich nicht, als ich mich wieder erhob. Der Weg nach vorn war wichtiger, aber ich kam jetzt besser voran, denn ich hatte mittlerweile Routine bekommen.
Schatten umgeisterten mich. Ihre Farbe sah aus wie ein dunkles Grau. Als hätte ein gewaltiger Mund Staub aufgewirbelt. Tatsächlich waren es keine treibenden Schatten, sondern die hier unten herrschende Finsternis, von einer kühleren und beinahe schon klebrigen Luft durchzogen, die ich bei jedem Atemzug in meine Lungen saugte.
Die letzten Stufen. Ich wußte es. Sie malten sich gerade noch als schwacher Umriß ab.
Endlich lag die Treppe hinter mir, und ich war nicht ein einziges Mal ausgerutscht.
Für einen Moment fühlte ich mich verdammt gut, wie jemand, der auf dem Podest des Siegers steht. Dann aber mußte ich mir die Kehle freihusten.
Das Hustengeräusch war normal. Aber es hallte als Echos durch die tiefe Schlucht. Die querstehenden Mauern gaben es ebenso wider wie die Wände.
Wo war ich gelandet?
Ohne Licht konnte ich nicht viel sehen. Meine Lampe trug ich wie immer bei mir. Ich schaltete sie ein und beschrieb mit dem Lichtkegel einen Kreis.
Er traf immer ein Ziel. Lautlos geisterte er über dunkle Wände hinweg, drang in Fenster- und Türöffnungen ein, suchte seinen Weg auch in den Löchern der Tunnels, um dahinter dann von der dicken Schwärze verschluckt zu werden.
Es spielte keine Rolle, ich welch eine Richtung ich mich bewegte.

Ob nach rechts oder links, es sah alles gleich aus, und ich gelangte immer in die verschiedenen Räume oder Bauten hinein, von denen manche eine Decke aufwiesen.

Hier unten wuchs nichts. Hier gab es nur den nackten Fels. Auch das Licht der Sonne war auf seinem Weg in die Tiefe längst versickert, so war ich denn einzig und allein auf meine Lampe angewiesen.

Mich interessierte eine der dunklen Öffnungen in der Felswand, die auch wie ein Maul aussahen. Es war egal, welche ich nahm, und so schritt ich auf dem direkten Weg der mir am nächsten liegenden entgegen. Sicherheitshalber stoppte ich vor dem Eingang, der vor und über mir ein schiefes Viereck bildete.

Der Lichtarm strahlte hinein.

Erwartungen hatte ich mir nicht gesetzt. Ich glaubte auch nicht an ein Ziel, das ich treffen würde, weil ich einfach damit rechnen mußte, eine leere Höhle vorzufinden.

Ein Irrtum!

Plötzlich drängte sich in meiner Magengegend so einiges zusammen. Die Luft kam mir noch kälter vor, ich spürte den Schauer auf meinem Rücken, denn was ich dort im kalten Licht der Lampe zu sehen bekam, hätte ich nicht erwartet.

Ich stand am Eingang einer kleinen Felsenkirche, einer Kapelle oder zumindest an einer Kultstätte. Das Licht hatte sich an einem Steinaltar verfangen, der leer und nur mit dünnem Staub bedeckt war. Davor und nicht einmal versetzt hatte ein Betbank ihren Platz gefunden. Ein hölzernes Gestell, nur in seinem Ursprung vorhanden, aber dennoch brüchig aussehend. Wenn ich mich darauf kniete, würde das Ding sicherlich zusammenbrechen.

Meine Überraschung dauerte nicht lange, und so betrat ich diese kleine Felskapelle. Etwas knirschte unter den Sohlen, und ein seltsamer Geruch erreichte meine Nase. Ich überlegte noch, dann wußte ich Bescheid.

Das war der Geruch von Weihrauch…

Weshalb mir bei dieser Erkenntnis ein Schauer über den Rücken rann, konnte ich beim besten Willen nicht sagen, aber der Weg führte mich noch tiefer in das Dunkel hinein. Etwa in der Mitte hielt ich an. Ich drehte mich auf der Stelle, und das Licht machte diese Bewegung mit. An der rechten Seite und dicht an der Wand standen einige Töpfe oder Krüge. Auch nicht unbedingt zerbrochen. Wohl waren einige Stücke herausgefallen, aber der Weihrauchgeruch hatte sich in ihrer Nähe verstärkt. Er mußte sich einmal in diesen Gefäßen befunden haben.

Mehr war nicht zu sehen.

Keine Fresken an den dunklen Wänden. Nichts, was auf die Verehrung des Allmächtigen oder eines Heiligen der koptischen Kirche

hingewiesen hätte. Auch kein koptisches Kreuz mit den dreifachen Balken war in der Nähe zu sehen.

Eine leere Kapelle, die längst nicht mehr besucht wurde, aber irgendwann einmal besucht worden war. Von irgendwelchen Gläubigen, die sich möglicherweise hier hatten verstecken müssen oder aber bewußt diese Kirchen gebaut hatten.

Ja, Kirchen!

Ich ging einfach davon aus, daß sich hinter den anderen Eingängen ebenfalls kleine Kirchenräume befanden. Natürlich nicht so groß wie die inmitten der Schlucht, obwohl ich sie noch nicht gesehen hatte, aber für mich waren es Kirchen. Unterirdische Felskirchen. Kultstätten und Verstecke zugleich.

Warum ich noch einmal gegen die Decke leuchtete, bevor ich die Kapelle verließ, das wußte ich selbst nicht. Wahrscheinlich hatte es sich so eingebürgert, daß ich immer alles genau wissen wollte.

Der Lichtkegel huschte wie ein heller Schweif unter der Decke her.

Dunkles, rauhes Gestein, wie ich es auch von draußen her kannte.

Bis auf eine Veränderung.

Der Strahl hatte sie schon passiert, als mir die Erkenntnis kam und ich die Lampe wieder zurückbewegte.

Wieder strich die Helligkeit über die Decke hinweg. Ich wußte noch immer nicht, ob ich einer Einbildung verfallen war, bis ich tatsächlich die verblaßten roten Flecken entdeckte.

Nur ein ersten Hinsehen.

Ich konzentrierte den Kegel auf eine gewisse Stelle, und zwar dort, wo das Rot am deutlichsten hervortrat.

»Nein«, flüsterte ich, »das gibt es doch nicht.« Er war nur so herausgesagt, denn ich Wirklichkeit gab es das schon.

Im Kegel der Lampe malte sich ein mit roter Farbe an die Decke gezeichnetes Kreuz ab.

Nicht irgendein Kreuz.

Auch nicht die Nachbildung von meinem Kreuz.

Nein, es war das Kleeblattkreuz der Templer!

***

War das Beweis?

Die Frage war einfach da. Sie raste durch mein Gehirn, und ich wußte auch die Antwort.

Ja, es war der Beweis!

Der Beweis dafür, daß die Templer hier in dieser unterirdischen Anlage gewesen waren. Möglicherweise hatten sie die Kirchen und Felsenkapellen sogar mit den eigenen Händen gebaut.

Templer in Afrika!

Templer auf der Suche nach der Bundeslade?

Auf einmal war die Mauer verschwunden, die mein Denken blockiert hatte. So und nicht anders hatte es sein müssen. Für mich gab es die Alternative nicht mehr. Ich dachte auch daran, daß die Templer zahlreiche Kreuzzüge durchgeführt hatte, die sich nicht unbedingt auf die Befreiung Jerusalems beschränken mußten. Nein, einige von ihnen mußten ein bestimmtes Wissen gehabt haben, was das Versteck der Bundeslade anging. Deshalb hatten sie dann den Weg nach Süden in den großen, dunklen Kontinent gefunden und waren in Äthiopien gelandet. Und so hatten sie in dieser tiefen Schlucht ihre Spuren hinterlassen.

Ich schaute mir die Kreuze noch einmal genauer an. Kein Irrtum, das waren die Zeichen der Templer. So etwas mußte ich mir erst einmal durch den Kopf gehen lassen.

Wenn mein Besuch in dieser Kapelle schon zu einer derartig interessanten Entdeckung geführt hatte, was würde ich dann wohl in den größeren Kirchen zu sehen bekommen?

Meine Neugier war geweckt. In dieser Kapelle hielt mich nichts mehr, ich wollte mehr sehen, mehr erfahren. Nur so konnte ich meinem Ziel näherkommen.

Ich fühlte mich anders als zur Zeit König Salomos. Ich befand mich in der Gegenwart und möglicherweise auf dem Weg, der mich an das Ziel brachte.

Also machte ich mich an die Untersuchung dieses für mich gewaltigen Steinbruchs, der einem komplexen, labyrinthischen System glich. Ich entdeckte diese unterirdische Welt aus Tunneln, Krypten, Grotten, Treppen, Gängen, kleinen Emporen. Schattig und feucht, schweigend, nichts verratend, bis auf den Hall meiner eigenen Schritte, deren Echos sich überlagerten, als wären andere dabei, mir entgegenzukommen. Die Geister der längst verstorbenen Templer, die mir von ihren großen Zeiten hier in der Fremde berichten wollten.

Ich war immer wieder überrascht davon, in welcher Größe sich dieses Labyrinth hier unten erstreckte. Da ging eine Kirche in die andere über. Längst hatte ich es aufgegeben, sie alle zu zählen, es brachte nichts. Ich konzentrierte mich ausschließlich auf meine Suche innerhalb des kalten und dennoch geisterhaften Lichtscheins.

Diese in sich abgeschlossene Welt hatte ich gewissermaßen im Schnelldurchgang besichtigt. Ich hatte mir auch nur einen ersten Überblick verschaffen wollen, nicht mehr. Nach Details oder irgendwelchen Hinweisen zu suchen, war später noch Zeit genug. Bei meinem Umherstreifen waren mir natürlich die unterschiedlichen Größen der Kirchen aufgefallen. Einige Male hatte ich auch den Eindruck gehabt, mich nicht allein in dieser Welt zu bewegen. Zwar hatte ich keinen Menschen zu Gesicht bekommen, aber das Gefühl war einfach vorhanden gewesen und ließ sich auch so leicht nicht

vertreiben.

Und es war mir noch etwas aufgefallen. Eine Kirche war besonders groß. Für mich war sie im Vergleich zu den anderen schon ein kleiner Dom, dunkel, in Schatten getaucht, wie alle anderen, aber dieser Dom ging mir nicht aus dem Sinn. Ihn mußte ich mir genauer ansehen. Es war ein Drang, der mich wieder zurück zu dieser Kirche führte.

Das Gefühl war mir nicht unbekannt. Immer dann, wenn es sich bei mir einstellte, breitete sich auch so etwas wie eine Gegenreaktion aus. Da war ich besonders vorsichtig, obwohl ich es immer wieder eilig hatte. Es war leicht gewesen, diese hohe Kirche zu finden. Säulen stützten dieses unterirdische Bauwerk, das bei mir einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Der große Dom war in das Gestein hineingehauen worden. Ein wahres Meisterwerk der Baukunst. Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß Fremde an der Errichtung beteiligt gewesen waren, Baumeister aus einem fernen Land, denn dazu hatte es einer ausgeklügelten Technik bedurft. Für mich persönlich stand fest, daß die Templer hier ihre Spuren hinterlassen hatten und sie die wahren Baumeister gewesen waren.

Ich durchwanderte die Kirche, um in die Nähe des Altars zu gelangen. Er war der Mittelpunkt, und hier entdeckte ich möglicherweise weitere Hinweise.

Er war leer.

Er war auch größer als die übrigen Altäre, die ich mittlerweile kannte. Auf seiner Platte lag der Staub fingerdick, er sah aus wie eine graue Decke.

Ich nahm erneut meine Lampe zu Hilfe. Einer Intuition folgend leuchtete ich den Boden ab – und bekam bereits wenig später große Augen, denn da hatte ich die Fußspuren gesehen, die sich im Staub abzeichneten.

Sie sahen mir ziemlich frisch aus und stammten nicht von mir, denn die Abdrücke waren kleiner. Ich sah sie auch nur dort, wo der Staub eine gewisse Dicke hatte, ansonsten hatten sie sich aufgelöst.

Wer war hier gegangen?

Sofort fiel mir mein Gefühl ein, beobachtet worden zu sein. Mit der Entdeckung der Abdrücke hatte ich so etwas wie einen kleinen Beweis bekommen.

In meiner Umgebung hörte ich nichts. Keine Schritte, kein Atmen, überhaupt keine fremden Laute. Die beklemmende Stille hüllte mich nach wie vor wie ein dichtes Tuch ein. Und auch der Geruch war derselbe geblieben. Fettig, dicht, aber auch kühl. Die Schatten in meiner Umgebung erinnerten mich an die Seelen Verstorbener, die sich hier in dieser Unterwelt bis zur Erlösung aufhalten mußten.

Hatten die Templer auch hier ihre Kreuze hinterlassen? Der Lichtkegel tastete sich allmählich vor. Ich trat dabei vom Altar weg,

um noch eine bessere Sicht zu bekommen. Wie eine verlorene Seele huschte der Lichtschein an der Wand hinter dem Altar entlang. Keine Bilder, keine Malereien, keine Fresken, nur das glatte, dunkle Gestein, als hätte es in den letzten Jahrhunderten eine weiche Schicht aus Ruß erhalten.

Weiter wanderte das Licht. Jetzt in einer Kurve. Mal hoch, dann wieder nach unten. So konnte ich den größten Teil der Wand einsehen. Manchmal erreichte er auch die Decke, und dort oben glaubte ich, die schwache Bemalung zu erkennen. Ich war mir nicht sicher, ob die Baumeister dort ihre Kreuze hinterlassen hatten, aber dort hob sich tatsächlich etwas aus der Umgebung ab.

Ich ging noch etwas zurück, bis ich mit dem Rücken gegen eine der hohen Säulen stieß. Sie kam mir wie ein Fingerzeig des Himmels vor, denn erst jetzt, möglicherweise auch durch den schrägen Auftreffwinkel bedingt, sah ich die Hinterlassenschaft unter der Decke deutlicher.

Ja, es waren Kreuze.

Sogar sehr große, den Maßen dieser Kirche angemessen und nicht so klein wie die in der Kapelle.

Mindestens drei Templer-Kreuze malten sich dort ab. Und wieder beschleunigte sich mein Herzschlag. Das Wissen, daß die Kirche von den Templern gebaut worden war, verstärkte sich immer mehr, und auch meine innere Unruhe nahm zu.

Etwas würde passieren, ich wußte es.

Dann hörte ich das Husten!

Blitzschnell senkte ich den Arm mit der Lampe und schaltete sie auch aus.

Dieses Geräusch hatte nicht hierher gepaßt. Ich wußte auch nicht genau, ob tatsächlich jemand in meiner Nähe gehustet hatte. Aber Wind, der trockenes Laub über den Boden getrieben hätte, gab es nicht, auch wenn sich das Geräusch für mich so angehört hatte.

Ich bewegte mich nicht und lauschte nur. In den folgenden Sekunden hörte ich nichts. Dann, nach einer Weile, war es erneut zu vernehmen. Diesmal sogar zweimal.

Ja, das mußte das Husten eines Menschen gewesen sein. Ich ging einen Schritt nach vorn, damit die Säule meine Sicht nicht mehr störte. Mein Daumen lag auf dem kleinen Knopf der Lampe. Ich wartete darauf, das Licht einschalten zu können. Mein Herz schlug schneller als gewöhnlich. Auch wenn ich noch nichts genaues erfahren hatte, wußte ich sehr wohl, daß die folgenden Minuten entscheidend werden würden.

Das Geräusch wechselte. Jetzt hörte ich jemanden gehen. Leise, aber stetig, mit schlurfenden Schritten kam er aus dem stockfinsteren Hintergrund.

Die Füße der Person schleiften auf dem Boden. Noch zögerte ich und versuchte, nur mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen.

Sie war einfach zu dicht, so daß ich die Lampe zu Hilfe nehmen mußte.

Nun sah ich die Gestalt.

Sie war plötzlich da. Sie erschien wie ein formloses Gebilde in der Schwärze.

Für einen Moment wurde ich wieder an die Schatten erinnert, die sich meinen Eltern genähert hatten, aber wer da durch die finstere Kirche schlich, war ein Mensch aus Fleisch und Blut. Ein Mann, der bis zum Boden reichende Kleidung trug und jetzt wieder so rauh hustete.

Diesmal schaltete ich die Lampe ein.

Einen Moment stand der Mann im Licht!

Er ging auch nicht weiter, weil er zu überrascht war. Er hob nur den Arm, um seine Augen vor der plötzlichen Lichtfülle zu schützen.

Der Mann kam näher. Er hielt den Kopf gesenkt. Nun erst fiel mir die merkwürdige Kopfbedeckung auf, die ein wenig an die eines ägyptischen Hohepriesters erinnerte.

Der Mann trug einen langen Mantel von dunkler Farbe. Der Mantel war weit geschnitten, aber das störte den Ankömmling nicht. Ich tat es bewußt, als ich für einen kurzen Augenblick in sein Gesicht leuchtete, in dem der weiße Bart schimmerte.

Der Mann blieb in meiner Nähe stehen. Er nickte, als ich das Licht wieder ausschaltete, und so standen wir uns im fast Dunkeln gegenüber. Es war keinen richtige Finsternis, denn seltsamerweise existierten überall schwache Lichtinseln. Es mußte also Verbindungen zur Außenwelt geben. Licht- und Luftlöcher.

Der alte Mann starrte mich an. Er sagte nichts. Ich hörte nur den rasselnden Atem. Die Augen blickten noch klar, und er streckte mir seine Hand entgegen, um mich zu berühren. Ich ließ es geschehen.

Dann sah ich, wie der Mann nickte. Kurz danach sprach er mich an.

Nein, mit diesen Worten konnte ich nichts anfangen und hob die Schultern.

Er lächelte sein Es-ist-nicht-so-schlimm-Lächeln und überraschte mich aufs Neue, als er mich in der französischen Sprache anredete.

Die sprach ich zwar nicht perfekt, aber ich konnte mich zumindest verständigen. Deshalb lächelte ich.

»Du bist ein Fremder«, wiederholte er seine ersten Worte. »Ja, das bin ich.«

»Aber du hast den Weg hergefunden«, flüsterte er mir zu. »Das ist schon ungewöhnlich.«

»Ja, ich mußte herkommen.« Er schaute mich an. »Warum? Was willst du hier? Was möchtest du herausfinden?«

»Es gibt viele Rätsel. Es ist eine Welt für sich. Wo finde ich eine

ähnliche Ansammlung von versteckten Kirchen. Sie alle schützen ein Geheimnis, wie ich mir denken kann, und ich habe schon die Spuren entdeckt, die hier hinterlassen worden sind.«

»Was hast du gesehen?«

»Kreuze.«

»Nur Kreuze?«

»Bestimmte«, erwiderte ich.

Der alte Mann nickte. »Dann scheinst du ein wissender Mensch zu sein.«

»Das kann man wohl sagen. Ich weiß einiges. Ich habe die Templer-Kreuze gesehen. Sie haben hier ihre Spuren hinterlassen, dann müssen sie auch die Baumeister gewesen sein.«

Der Mann hob seinen rechten Arm. Er ließ die Finger der Hand durch seinen Bart gleiten, als wollte er ihn sich zurechtzupfen.

»Nicht viele Menschen haben eine solche Meinung wie du«, gab er zu. »Die meisten wollen nicht wahr haben, daß wir hier einmal Besuch aus einem fernen Land bekommen haben. Es liegt lange, sehr lange zurück. In alten Schriften wird davon gesprochen und auch, daß sie hier unten ihr Erbe hinterlassen haben.«

»Ja, die Kirchen. Aber ich weiß nicht, für wen sie gebaut wurden. Warum gerade hier?«

Der Hüter schüttelte den Kopf. »Danach sollte man nicht fragen, Fremder. Man sollte es einfach nur hinnehmen. Schauen, staunen und wieder gehen.«

Ich tat so, als hätte ich die indirekte Abschiebung überhört. »Ist es denn nicht möglich, daß auch ich ein Suchender bin, der den alten Spuren nachgeht?«

»Spuren?« wiederholte er. »Wohin sollten die führen?«

»Zu einem spektakulären Ziel.« Mit der Wahrheit wollte ich noch nicht herausrücken.

Der alte Mann seufzte und schaute zu Boden. »Du bist nicht der einzige, der diese Ruhe hier stört, wobei ich dich nicht als Störenfried betrachten möchte. Aber es waren schon andere Menschen hier.«

»Welche?«

»Diejenigen, die dieses Land regieren. Sie haben sich hier umgeschaut. Sie wollten das Einmalige dieser Kirchen nicht in Vergessenheit geraten lassen. Sie wollten der übrigen Welt beweisen, daß an dieser Stelle etwas Wunderbares entstanden ist, aber es hat sich noch nichts getan. In diesem Land herrschen Unruhen. Es gibt viele Gruppen, die sich bekämpfen, und es gibt auch eine Gruppe, die nicht möchte, daß die Kirchen in Verruf geraten. Sie sollen unentdeckt von der übrigen Welt bleiben, dafür kämpfen sie.«

»Kämpfen?« hakte ich nach.

»Ja.«

»Mit Gewalt?«
»Auch.«
Ich schüttelte den Kopf. »Wie paßt das denn zu diesen heiligen Stätten?«
»Manchmal gibt es nur diesen Weg, um etwas Großartiges zu schützen«, erklärte der alte Mann.
Da war es wieder. Das Großartige. Ich war für derartige Begriffe empfänglich und dachte natürlich sofort an die Bundeslade. Aber ich sprach den Namen noch immer nicht aus und wich bei meiner Antwort vom eigentlichen Thema ab. »Es ist nicht gut, wenn hier so viele Menschen auftauchen.«
»Darum geht es nicht nur. Das Geheimnis soll gewahrt bleiben. Ich möchte, daß du mich und die Umgebung vergißt, wenn du wieder gehst. Ich frage dich deshalb auch nicht, wer du bist und wo du herkommst. Belassen wir es bei dieser flüchtigen Begegnung.«
»Nein, das können wir leider nicht. Ich habe zu viele Mühen und Strapazen auf mich genommen, um endlich dieses Ziel zu erreichen. Ich werde noch bleiben. Ich will mehr über die Baumeister wissen, die damals hier gewesen sind.«
»Man hat sie vergessen.«
Ich schüttelte den Kopf. »Da irrst du dich, alter Mann. Die Templer sind nicht vergessen.«
Er trat zurück. Es hatte ihn erschreckt, daß ich den Namen dieser Gruppe erwähnt hatte. »Templer – was weißt du von ihnen?«
»Mehr als genug. Mir ist inzwischen auch klar, wer diese Kirchen hier gebaut hat. Nicht alle bestehen aus einer viereckigen Grundform. Bei manchen hat man sie geändert, und das weist auf die Templer als frühe Baumeister hin. Sie waren hier, nicht wahr?«
Der Alte nickte.
»Und was geschah damals? Das möchte ich wissen. Waren sie allein? Sind sie allein geblieben, oder haben sie hier im Land Unterstützung bekommen?«
»Du sollst nicht fragen.«
»Doch, ich will es wissen.«
Die Augen veränderten ihre Blickrichtung, und der Bärtige schaute für einen Moment auf mein Schwert. »Es ist eine sehr kostbare Waffe«, murmelte er.
»Sie ist unbezahlbar!«
»Hat sie einem Templer gehört?«
»Nein, einem König.«
Er nickte, als wäre ihm alles klargeworden, und er fragte auch nicht weiter. Er schaute in die Höhe, dies ziemlich lange, was mich wunderte, denn die Decke war nicht zu sehen. Die tiefe Dunkelheit hatte sie verschluckt. Aber da oben mußte etwas sein, sonst hätte er

dort nicht hingesehen. Bevor ich mich dazu entschlossen hatte, die Decke anzustrahlen, sprach er mich wieder an.

»Die Tempelritter kamen allein in dieses Land, so berichten es die alten Schriften. Aber sie kamen nicht ohne Grund. Sonst hätten sie die Stadt Jerusalem niemals im Stich gelassen. Sie waren auf der Suche nach einem bestimmten Gegenstand und glaubten, ihn hier finden zu können.« Er blickte mich scharf an. Wahrscheinlich sollte ich weitersprechen, aber ich hielt den Mund, denn zuerst sollte er reden, was er auch tat. »Nun, sie trafen hier auf Menschen, die keine Muslime waren und nicht erst bekehrt werden mußten. Ihr Glauben ähnelte dem der Templer, und sie wollten hier in der Fremde ihre Zeichen hinterlassen, was sie auch getan haben. Die mächtigen Bauwerke sind die Arbeit von Jahren, und sie wurden dabei auch unterstützt von demjenigen, der hier damals herrschte.«

»Ein König?«

»Nein, es war kein König. Es war der Prinz Lalibela, der hier regierte und auch so lange wartete, bis die Kirchen entstanden waren. Vierundzwanzig Jahre haben die Templer daran gebaut, bis sie endlich fertig waren. Aus dem Prinzen wurde inzwischen ein König, der seinen Glauben verteidigte.«

»An was glaubte er?«

»An die alten Dinge, an die Macht des Gegenstands, den auch die Templer hier gesucht haben.«

»An die Bundeslade?«

Der Mönch schrie leise auf, als ich den Namen erwähnte. Er trat von mir weg und streckte mir dabei die Hand entgegen, als wollte er irgendwelche Ströme aufhalten.

Ich ließ ihn für eine Weile in Ruhe. Erst als er sich gefangen hatte, fragte ich wieder nach. »Wundert es dich, daß ich darüber Bescheid weiß?«

»Ja, schon. Nicht viele Menschen glauben an dieses Heiligtum, das hier ein Palladium gewesen ist.«

»Also ein Schutz bestimmter Stätten.«

Er kam wieder näher und nickte. »Ja, die Kirchen sollten durch sie geschützt werden, und der König Lalibela hat dafür Sorge getragen.«

»Dann war die Bundeslade also wirklich hier?« fragte ich nach.

Der Bärtige nickte. Wie er seinen Kopf bewegte, sah es schon ehrfurchtsvoll aus.

»Aber ich kann sie nicht mehr sehen oder?«

»Nein!« stieß er hervor. »Nein, du kannst sie nicht mehr sehen, Fremder.«

»Darf ich sie nicht sehen?«

»Auch das.«

»Und könnte ich sie hier finden?«

Die Antwort war enttäuschend für mich, aber das war ich ja gewöhnt. »Sie ist weg, Fremder. Sie ist schon lange weg. Man wollte sie nicht mehr hier behalten. Sie hat auf dem Altar dieser Kirche gestanden, aber sie mußte dann verschwinden.«

»Wohin?«

Der alte Mann hob die Schultern.

Ich glaubte ihm nicht ganz und lächelte. »Warum sagst du mir nicht die Wahrheit?«

»Ich weiß es nicht.«

»Gut, gehen wir davon aus, daß sie wirklich weg ist. Warum bist du dann hier als Aufpasser? Was willst du schützen, alter Mann? Was ist so wichtig? Tatsächlich nur die unterirdischen Kirchen hier? Oder gibt es noch einen anderen Grund?«

»Nicht für dich.«

»Was heißt das?«

»Frag bitte nicht weiter.« Der Mann senkte die Stimme. »Es kann sogar tödlich sein.«

Ich kümmerte mich nicht um den Ratschlag. »Was ist so wichtig, wenn nicht die Lade, was hier von dir bewacht werden muß? Es ist doch ein Hinweis auf das Versteck.«

»Nein. Es ist nicht das, was du denkst. Es hängt mit unserem Land zusammen.« Er quälte sich. Auf seinem Gesicht hatte sich der kalte Schweiß abgesetzt. Ob absichtlich oder nicht, jedenfalls schielte er wieder an der Säule entlang zur Decke hoch, wo die Dunkelheit noch immer so dicht lag.

»Es braucht dich nicht zu interessieren, Fremder. Du findest hier die Lade nicht.«

»Aber etwas anderes.«

Er schwieg.

Ich hatte mich entschlossen, dorthin zu leuchten, wohin er zweimal geschaut hatte. Als ich die Lampe eingeschaltet hatte, schrak der alte Mann zusammen und sprang mich plötzlich an, als ich den Arm heben wollte.

»He, was ist das denn?« Ich wich zurück. Er schlug nach meiner rechten Hand. Zum Glück hielt ich den Gegenstand so fest, daß er nicht zu Boden fiel.

Der Alte gab nicht auf. Aber er war zu schwach. Mit einem Stoß gegen seine knochige Brust verschaffte ich mir Luft. Er torkelte keuchend zurück, ging dabei noch gekrümmt und schaffte es auch, sich auf den Beinen zu halten. Dann hustete er wieder, richtete sich auf und schaute mich kopfschüttelnd an.

»Kann ich jetzt die Wahrheit hören?« fragte ich ihn. Dabei strahlte ich in sein Gesicht.

»Dann werde ich zum Verräter.«

»Nein, bestimmt nicht, denn bei mir befindet sich die Wahrheit in guten Händen.«

Sein Widerstand war gebrochen. Ich entnahm es seinen Bewegungen, die so resignierend wirkten, obwohl er sich dabei aufrichtete.

Ich leuchtete jetzt zu Boden, damit ihn das Licht nicht störte. Mit zitternden Schritten näherte er sich mir wieder.

»Darf ich jetzt die Wahrheit erfahren?«

»Ja, das darfst du. Aber sie ist nicht gut.« Er holte ein paarmal Luft, um sich zu sammeln. »Wir befinden uns hier an einem heiligen Ort«, flüsterte er. »Ich habe dir von dem gottesfürchtigen Lalibela berichtet, der sich mit den Templern damals zusammengetan hat, als die Kirchen hier gebaut wurden. Lalibela ist tot, aber sein Erbe lebt weiter. Heute mehr denn je. Es gibt eine Gruppe von Menschen, die in seinem Namen an die Regierung und an die Macht kommen möchten. Sie wollen nicht, daß sie auf dem Weg dorthin gestört werden. Jeder, der es trotzdem versucht, wird getötet.«

»Ach, so ist das«, flüsterte ich und dachte dabei an die Killer in der Kathedrale von Chartres.

»Hörst du noch zu?«

»Ja, rede weiter.«

»Diese Gruppe weiß viel über den König, der zu seiner Zeit ebenfalls sehr mächtig gewesen ist. Er kannte die Lade, und ihm haben die Templer ein geheimnisvolles Denkmal gesetzt, damit er niemals in Vergessenheit gerät. Und dieses Denkmal ist auch das Heiligtum der Rebellen. Daraus schöpfen sie ihre Kraft. Für sie ist Lalibela der Gott.«

Das waren interessante Neuigkeiten, die ich hier erfahren hatte.

Ich dachte einen Schritt weiter und fragte dann: »Dieses ungewöhnliche Heiligtum finde ich also hier unten.«

»Ja.«

»Und du bewachst es?«

Er senkte den Blick, was für mich einer Bestätigung gleichkam.

»Wenn ich es hier unten sehen kann, möchte ich wissen, wohin ich gehen muß.«

»Nicht weit«, flüsterte er und sah dabei aus wie ein Mensch, der sich aufgegeben hatte. Er schien an seiner eigenen Qual beinahe zu ersticken. »Du stehst genau neben ihm.«

»Ich? Wo? Ist es etwa die Säule?«

Der Alte nickte nur…

***

So also sah das Geheimnis aus, und ich wußte jetzt, um was ich mich als nächstes kümmern mußte. Ich brauchte nur den Arm nach rechts auszustrecken, um die Säule berühren zu können. Die Lampe klemmte ich mir in den Gürtel, dann spreizte ich den Arm ab.

Nur im ersten Moment kam mir das Material so kalt vor. Kaum lag meine Hand für mehrere Sekunden an der Säule, das spürte ich schon etwas anderes.

Wärme!

»Was ist das?« fragte ich den alten Mann und schaute ihn scharf an.

Er sagte noch nichts und trat dichter an mich heran. »Was meinst du denn?«

»Dieser glatte Stein ist anders. Er ist glatt wie poliert, und in ihm steckt eine Wärme, für die ich keine Erklärung habe.«

»Es ist eine besondere Säule. Man nennt sie die Templer-Säule, denn hier ist es zu einer Verbindung zwischen den Templern und dem König Lalibela gekommen. Beide haben sich ein gemeinsames Denkmal für die Ewigkeit setzen wollen.«

Ich begriff zwar nicht viel, konnte aber eine nächste Frage stellen.

»Dann bist du der Wächter der Säule, nicht wahr? Du gibst darauf acht, daß ihr nichts geschieht, daß ihr niemand zu nahe tritt und sie somit entweiht.«

»Ja, man hat mir diese Aufgabe übertragen. Ich gehöre zu Lalibelas Freunden und Dienern.« Seine Augen bekamen einen schon hellen Glanz, als er zur Decke schaute. »Ich weiß, wie mächtig er ist. Ich weiß von einem Geheimnis, das aber nicht allen Menschen zugänglich ist. Selbst mir nicht, denn so muß auch ich mich zurückhalten, darf warten…«

»Ja, du«, sagte ich und löste die Hand von der Säule, »aber nicht ich.«

»Nein! Wieso nicht? Reicht es dir nicht?« Seine Stimme hörte sich an, als hätte er Staub geschluckt.

»Ich darf es nicht.«

»Was ist der Grund?«

»Ich bin unwürdig«, flüsterte er. »Ja, ich bin ein unwürdiger Mensch, das muß ich dir sagen.«

Ich hob die Schultern. »Man soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Aber bei Licht fällt mir etwas ein. Du hast immer wieder nach oben geschaut, aber dort nichts gesehen. Ich möchte wissen, wo die Säule endet.«

»Unter der Decke.«

»Das weiß ich, aber das Geheimnis sehe ich hier nicht. Die Wärme muß einen Grund haben, und den finde ich jetzt heraus.« Ob der Mann nun protestierte oder nicht, das war mir in diesem Fall egal.

Jeder Hinweis auf das neue Versteck der Bundeslade war wichtig.

Ich ging einfach davon aus, daß Lalibela damals die Lade an einen anderen Ort hatte schaffen lassen, um sie zu schützen. Möglich war auch, daß er einen Hinweis hinterlassen hatte, wo die Lade zu suchen war, und diese Spur konnte sich durchaus oben an der Säule abzeichnen. Deshalb war es für mich wichtig, auch diesen Teil aus

dem fettigen Dunkel an der Decke hervorzuholen.

Der Strahl wanderte an der Säule hoch. Ich hatte den Lichtkegel so groß wie möglich gestellt. Unzählige Staubpartikel tanzten im Licht der Taschenlampe.

Der Lichtkreis näherte sich dem Ende der Säule. Ich rechnete damit, daß sie an ihrem Ende breiter wurde und von einem Sims umgeben war. Das kannte ich von anderen Bauwerken her, die Kathedrale in Chartres eingeschlossen.

Ja, es gab den Sims!

Aber ich sah ihn nicht, denn jemand hatte ihn in einen dicken, dunklen Stoff eingehüllt.

Nicht weit von mir entfernt stöhnte der Alte auf. Er hatte die Hände zusammengelegt, die Finger verknotet und sah aus wie jemand, der zum Himmel schaute und die dort existierenden Lebewesen anflehen wollte.

Zunächst einmal wußte ich genug. Dort oben war tatsächlich etwas versteckt. Der helle Kreis sank wieder nach unten und malte sich auf dem Boden ab.

»Hast du das Tuch um die Säule gewickelt?« fragte ich den Bärtigen.

Er schüttelte den Kopf.

»Warum ist es dort?«

»Niemand soll die Wahrheit sehen«, flüsterte er.

»Warum nicht? Ist sie so schrecklich? Können Menschen sie nicht ertragen? Bringt die Wahrheit sie um?«

»Vielleicht. Unwürdige wird der Fluch des Lalibela treffen. Eine letzte Warnung an dich, Fremder, der du trotzdem viel weißt. Geh weg! Fliehe, das ist besser für dich.« Er unterstrich seine Worte mit den entsprechenden Handbewegungen, aber ich dachte nicht daran, aus dem Labyrinth zu verschwinden. Ich war sehr weit gekommen, jetzt wollte ich auch alles haben.

»Ich werde das Tuch entfernen!« erklärte ich.

»Nein, das ist…«

»Doch, mein Freund. Auch du wirst mich nicht daran hindern, und ich weiß auch, wie ich es anstellen werde.«

Der Alte schwieg und ließ mich mit meinen Überlegungen allein.

Eigentlich hätte ich eine Leiter nehmen müssen. Ich sah keine und wollte auch nicht fragen. So mußte ich mich eben für die andere Möglichkeit entscheiden, die ein gewisses Geschick verlangte.

Die Säule stand nicht zu weit von der normalen Kirchenwand entfernt. Und dort führte eine Steintreppe zu einer kanzelartigen Empore hoch, die gar nicht mal weit von der Decke entfernt war, vor allen Dingen nicht von der Templer-Säule. Wenn ich erst einmal auf der Empore oder der Kanzel stand, würde es mir auch gelingen, das Tuch zu entfernen, um endlich freie Sicht zu haben.

Bevor ich mich auf den Weg machte, wandte ich mich noch an den Aufpasser. »Ich will nicht, daß du mich störst. Hast du das verstanden, mein Freund?«

»Ja, aber ich werde zuschauen, und miterleben, wie dich der Fluch des Königs trifft. Er hat ihn hinterlassen. Jeder Fremdling soll vernichtet werden.«

»Ich bin kein Fremder!« erklärte ich voller Überzeugung. »Etwas muß einfach passieren.«

Einen Kommentar gab der Alte nicht mehr ab. Er versuchte auch nicht, mich aufzuhalten, und so konnte ich ungehindert meinen Weg zu diesem Aufgang nehmen.

Eine dunkle Treppe mit staubigen Stufen lag vor mir. Sie wand sich in einer breiten Linkskehre der Empore entgegen. Es war auch ein Geländer aus Stein vorhanden, an dem ich mich abstützen konnte. Meine Handfläche streifte über das kalte Material hinweg, und diesmal spürte ich keine Wärme. Hier war alles normal.

Um die Kanzel oder die Empore zu erreichen, mußte ich drei »Etagen« überwinden.

Ich trat an den Rand. Über ihn hinweg schaute ich nach unten. Augenblicklich überkam mich ein komisches Gefühl. Ich war ein Teil dieser schattigen Welt hier oben geworden. Auch der alte Mann schien sich in den einzelnen Schattenstücken versteckt zu haben.

Daß er Kontakt mit dem Boden hatte, sah ich von meinem Standort aus nicht. Er schien über dem dunklen Boden zu schweben. Sein Gesicht hatte er mir zugewandt.

Ich winkte ihm beruhigend zu. Mit den Füßen stand ich ebenfalls auf einer steinernen Unterlage, aber in dieser Höhe gab sie mir leider nicht die gewünschte Sicherheit.

Ich hatte mich verrechnet. Von unten hatte die Distanz zwischen der Säule und der Kanzel kürzer gewirkt. Jetzt stellte ich fest, daß ich die Säule mit der Hand nicht berühren konnte, auch wenn ich mich weit über den Rand der Kanzel hinweglehnte.

Das sah auch der Bärtige. Er versuchte es noch einmal. Seine laute Stimme hallte zu mir hoch. »Es hat keinen Sinn, wenn du es versuchst. Die Templer-Säule wurde gesichert. Niemand soll ihr Geheimnis lüften.«

So schnell gab ich nicht auf. »Hin und wieder gibt es Ausnahmen, mein Freund.«

Mein lauter Kommentar wurde von einem Lächeln begleitet.

Er gab nicht auf. »Aber du kannst es nicht schaffen. Du bist nicht…«

Seine Worte verstummten, denn er hatte schon mitbekommen, was ich unternahm. Zum erstenmal würde mir Salomos Schwert gute Dienste erweisen. Ich wollte es nicht in den Kampf führen, sondern es als Brücke oder Hilfsmittel nutzen. Mit der Klinge konnte ich das Tuch

vielleicht aufschneiden oder von der Säule lösen.

Ich nahm das Schwert in beide Hände. Von unten hörte ich nichts mehr. Der Alte auf dem Kirchenboden schien sogar die Luft anzuhalten.

Nicht nur das Schwert führte ich über den Rand hinweg, meine Arme ebenfalls. Der Mittelteil der Waffe schimmerte golden, als wollte er mir einen Strahl der Hoffnung zeigen.

Näher und näher kam die Spitze. Ich brauchte mich nicht mal zu weit nach vorn zu beugen, um das Ziel zu erreichen. Das Metall berührte den Stoff.

Ich stoppte. Die innere Freude, es geschafft zu haben, mußte ich zunächst verdauen. Der Rest würde kaum mehr als ein Kinderspiel sein, das stand fest.

Man hatte das Tuch um den oberen Sims der Säule geschlungen.

Er war ziemlich breit und schloß auch nicht mit der Decke ab, so daß es dazwischen noch eine Lücke gab. Außerdem kam er mir nicht glatt vor, denn das Tuch war von innen her ausgebeult. Ich mußte herausfinden, wo ich ansetzen konnte, zog das Schwert noch einmal zurück und tauschte es gegen die kleine Lampe aus. In ihrem Schein untersuchte ich das Tuch. Es war einfach, denn man hatte es mit schlichten Knoten befestigt. Ich merkte mir die Lagen, nahm wieder das Schwert und setzte die Spitze an einem der Knoten an.

Weshalb ich leicht zitterte, wußte ich selbst nicht. Es war wohl die Anspannung vor der Entdeckung.

Dann bewegte ich das Schwert ruckartig von unten nach oben. Die Spitze verfing sich im Knoten. Ich drehte sie, führte sie vor, zurück, auch in die Höhe, und dann war es geschafft.

Der Knoten löste sich!

Vom Boden her drang ein halb unterdrückter Schrei zu mir hoch.

Darum kümmerte ich mich nicht und machte weiter. Ich konnte die Klinge jetzt unter den Tuchstoff führen. So hebelte ich ihn ruckartig an, schnitt weiter hinein, löste auch noch einen zweiten Knoten, und das war genau der springende Punkt gewesen.

Nichts hielt das dunkle Tuch mehr fest. Die Verhüllung löste sich von der Säule und flatterte träge wie eine mächtige Fahne nach unten. Der Bärtige mußte ihr sogar ausweichen, sonst wäre sie ihm auf den Kopf gefallen. So aber schwebte sie an ihm vorbei und legte sich schließlich nieder.

Geschafft!

Ich atmete tief durch, denn nichts mehr bedeckte noch den oberen Teil der Säule.

Daß es nun hell wurde, dafür sorge meine Lampe.

Das Schwert stellte ich neben mich. Dann schickte ich den Lichtkegel gegen den Sims und sah, was das Tuch bisher verborgen hatte.

Nicht nur einen Sims, sondern auch die entsprechenden Figuren, von denen mir schon der Wärter erzählt hatte. Allerdings zu vage.

Jetzt sah ich Details, und mir fiel das vorgestreckte Gesicht und Teile des Oberkörpers auf. Das Gesicht war rund. Lockiges Haar wuchs auf dem Kopf. Beinahe wie bei der Medusa die Schlangen. Steinerne Augen starrten mich an. In dem offenstehenden Mund schienen die letzten Worte versickert zu sein. Überhaupt machte dieses steinerne Gesicht auf mich einen staunenden Eindruck.

Aber es war nicht allein.

Andere Gesichter umrahmten es, die auch zu Körpern gehörten.

Man hatte auf diesem Sims etwas darstellen wollen, denn die Körper sahen so aus, als befänden sie sich in Bewegung. Sie waren auf der Reise, sie schafften etwas weg…

Leider konnte ich nicht den gesamten Umfang der Säule ableuchten. Meine Position war einfach nicht gut genug. Ich lehnte mich jedoch zur Seite, um so viel wie möglich zu sehen.

Den rechten Arm und die Hand mit der kleinen Lampe hatte ich so weit wie möglich ausgestreckt und dabei einen Halbkreis gebildet. So konnte ich ein wenig von dem erkennen, was sich sonst an der anderen Säulenseite erstreckte.

Es waren keine Menschen.

Ich sah einen Wagen, auf dem ein viereckiger Gegenstand seinen Platz gefunden hatte.

Und wieder kam mir eine Parallele in den Sinn, denn ein ähnliches Motiv hatte ich auch an der Kathedrale in Chartres gesehen. Da aber waren die Figuren andere. Salomo, die Königin von Saba und auch ihr Sohn Menelik.

Der Wagen und der Kasten!

Mir war klar, daß er die Bundeslade darstellen sollte. Wie das steinerne Bildnis in Chartres bewies auch dieses hier, daß die Lade wieder einmal transportiert worden war. Im Laufe der Jahrtausende mußte sie wirklich des öfteren von einem Ort zum anderen geschafft worden sein, und sicherlich nicht grundlos.

Nachdem durch das neue Bild diese Erkenntnis gekommen war, atmete ich tief durch. Ich spürte wieder das Kribbeln auf meinem Rücken, als liefen dort Spinnen entlang. Ich war davon überzeugt, wieder ein Stein im großen Mosaik gefunden zu haben. Gelöst war das Rätsel noch lange nicht, auch nicht das dieser Säule. Ich hatte die ungewöhnliche Wärme im Gestein nicht vergessen.

Zunächst beugte ich mich wieder zurück und schaute nach unten, wo der alte Mann stand. Seine Haltung drückte eine gewisse Demut aus.

»Ich habe es geschafft!« rief ich ihm zu. »Siehst du das Relief zum erstenmal?«

Er gab mir keine Antwort, sondern ging zurück, als würde er sich

fürchten.

Ändern konnte ich daran auch nichts, und so machte ich weiter. Es waren Versuche, nicht mehr, aber ich hatte mich entschlossen, das Relief einer Prüfung zu unterziehen. Dieser ungewöhnliche Wärmestrom mußte seinen Ursprung haben. Entweder in der Säule oder innerhalb dieser Figuren. Ich konnte das Kreuz, aber auch das Schwert einsetzen und entschied mich zunächst für die Klinge. Die Waffe des Königs paßte meiner Ansicht nach besser, denn Salomo war der Bundeslade irgendwie näher. Er hatte sie schließlich gut gekannt.

Mich interessierte besonders das Gesicht mit den beiden Glotzaugen. Hier hatte man dem König Lalibela ein Denkmal gesetzt. In seiner Zeit mußte er wirklich ein besonderer Mensch gewesen sein.

Wieder beugte ich mich vor. Das Schwert schob ich über den Rand der Kanzel und hörte vom Boden her die protestierenden Laute des alten Mannes.

Daran störte ich mich nicht. Sehr genau behielt ich die leicht zitternde Schwertspitze im Auge, die ihrem Ziel näher und näher rückte.

Ich zielte nicht auf eines der Augen. Etwas hielt mich davon ab.

Mein Punkt befand sich unter dem rechten Auge, direkt auf der Wange. Dort setzte ich die Spitze auch auf.

Ich wartete.

Ich gab keinen Druck.

Etwas geschah trotzdem. Das Gesicht und das Schwert hatten miteinander Kontakt aufgenommen, denn nicht nur durch die Klinge glitt der warme Strom, auch durch den Griff und bis hinein in beide Hände.

Sekunden verstrichen.

Unter dem Empore war es jetzt ruhig geworden. Selbst das Atmen hatte der Mann gestoppt.

Der Kontakt blieb. Das Gesicht aus Stein hatte Leben bekommen.

Ich starrte es über die Klinge hinweg an. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn die Augen plötzlich normal geworden wären, um mich mit ihrem Blick zu bannen. Aber sie blieben aus Stein, und ich war schon ein wenig enttäuscht.

Sollte das wirklich alles gewesen sein?

Vielleicht. Möglicherweise auch nicht. Es lag an mir, das zu ändern. Ich setzte das in die Tat um, was ich mir vorgenommen hatte.

Mit genau kontrollierter Kraft drückte ich die Schwertspitze gegen die steinerne Wange.

Sie gab nach.

Der Stein war weich geworden, ungewöhnlich weich. Denn er riß oder zerbröselte nicht. Er kam mir plötzlich vor wie Gummi. Oder wie normale Haut.

Die Lampe hatte ich so auf den Rand gelegt, daß sie gegen den Sims strahlte. Sie leuchtete dabei auch das Gesicht des Lalibela an und ebenfalls die weiche Stelle.

Dort löste sich etwas.

Ein zähflüssiger, dunkler Tropfen.

Ich wußte, was da aus der Wunde rann.

Nichts anderes als Blut!

***

Suko hatte den Schrei und auch den Schuß gehört, aber der Einschlag der Kugel in seinem Körper war ausgeblieben. Der hochfliegende Tisch hatte die Killerin zu sehr abgelenkt und ein genaues Zielen dabei unmöglich gemacht.

Suko lag zwar auf dem Boden, aber er bewegte sich dabei blitzschnell weiter. Er rollte sich um die eigene Achse, damit er aus der Gefahrenzone geriet. Frauen wie Alischa waren Profis. Sie verloren nicht so leicht die Nerven und setzten nach.

Suko sprang auf, bewegte sich sofort weiter und sah, daß der Tisch wieder in seine alte Lage zurückgefallen war. Er hatte einen neuen Gast bekommen. Das Geschirr lag zerbrochen am Boden, aber auf der Platte stand die Frau. Sie legte auf Suko an.

Sie sah aus wie eine Rachegöttin, wie eine Furie aus dem Jenseits, und Suko hämmerte noch einmal seinen Fuß gegen den Tisch. Der Karatetritt war verdammt hart gewesen, so daß der Tisch plötzlich anfing zu schwanken. Alischa und ihre Waffe machten die Bewegungen mit, wieder fiel es ihr schwer, auf Suko zu zielen, und der nächste Treffer erwischte wie ein Sensenhieb ihre Beine.

Plötzlich schwebte Alischa in der Luft. Für einen winzigen Moment sah es aus, als würde sie dort bleiben, aber sie fiel wieder zurück und krachte rücklings auf die Platte, die unter dem Gewicht der Person erzitterte.

Alischa war wütend. Sie fauchte wie eine Katze. Da aber war Suko schon über ihr.

Er umklammerte ihr rechtes Handgelenk und bog den Arm so hart in die Höhe, daß es schon weh tun mußte. Aber Alischa war hart im nehmen. Sie schrie nicht, sie biß die Zähne zusammen, wollte den Revolver nicht loslassen, und Suko mußte dabei schon ihr Gelenk zur Seite biegen. Wenn sie ernsthafte Verletzungen scheute, dann war es für sie besser, die Faust zu öffnen.

Sie tat es auch.

Der Revolver rutschte heraus, polterte zuerst auf die Tischplatte und rutschte anschließend über den Rand hinweg zu Boden, wo Suko den Smith & Wesson mit einem Tritt außer Reichweite beförderte.

Die Killerin ließ er nicht los. Er wuchtete sie herum, damit sie auf

dem Bauch lag. Mit dem Kinn schlug sie auf das Holz. Sie knurrte voller Wut und blieb erst still liegen, als Suko ihr den rechten Arm über den Rücken bis zur Schmerzgrenze verrenkt hatte.

»Es wäre besser für Sie, aufzugeben!«

»Zur Hölle mit dir!«

»Sie werden vor mir dort sein.« Er brauchte nur eine Hand, um sie zu halten, mit der anderen tastete er sie nach weiteren Waffen ab, fand aber keine mehr.

Suko ließ die Frau los und trat schnell vom Tisch weg. Alischa blieb schwer atmend auf der Platte liegen. Suko sah den Speichel aus ihrem Mund sickern. Sie war ziemlich angeschlagen. Der Inspektor nutzte die Gelegenheit, steckte Alischas Waffe ein und holte seine Beretta hervor, denn die war ihm vertrauter.

In günstiger Schußdistanz blieb er vom Tisch entfernt stehen und wartete darauf, was Alischa unternehmen würde. Zunächst nichts.

Sie lag platt wie ein Fisch auf der Platte, stöhnte leise vor sich hin, fluchte aber auch, wie Suko sehr deutlich hören konnte. Den malträtierten Arm bewegte sie nicht. Er lag so steif da, als würde er nicht zu ihr gehören.

Schließlich drehte sie den Kopf. Blieb aber liegen. Sie wollte Suko aus dieser Position anschauen und sah auch die Pistole in seiner Hand. Der Anblick schien sie nicht zu erschrecken. Sie amüsierte sich darüber und fragte: »Was willst du jetzt damit tun? Mich erschießen?«

»Da hätte die Welt nicht viel verloren.«

»Dann tu es.«

Suko verzog die Lippen. »Liegt dir wirklich so wenig am Leben?«

»Ich habe versagt.«

»Viele Menschen versagen.«

»Aber nicht wir.«

Suko nickte. »Ach ja, ich vergaß. Ihr seid ja eine besondere Gruppe. Rebellen, Terroristen, wie auch immer.«

»Nein. Wir sind die Frauen und Männer einer neuen Zeit. Wir sind Freiheitskämpfer, denn wir verfolgen die Ziele des Königs und Prinzen Lalibela.«

»Den es längst nicht mehr gibt, nicht wahr?«

Plötzlich glänzten ihre Augen. »Sein Geist lebt weiter. Den kann niemand zerstören, und wir haben in seinem Geist den Kampf wieder aufgenommen.«

»Man kann alte Zeiten nicht mehr zurückholen. Sie sind Vergangenheit. Das Leben ist weitergegangen und hat sich verändert.«

»Ideale bleiben!« rief sie.

»Welche denn? Was ist so wertvoll oder ideal, daß es einen Mord entschuldigt?«

»Für eine große Sache ist schon immer gestorben worden. Das

solltest du wissen.«

»Stimmt. Es hat Opfer gegeben, aber sie hätten nicht zu sein brauchen. Im Laufe der Zeit wären die Veränderungen von allein gekommen, und was kann an einem ehemaligen äthiopischen Fürsten schon so wichtig sein, daß im Namen seiner Herrschaft oder Ideologie Menschen ihr Leben verlieren?«

»Er hat den Weg gekannt. Er hat ihn gewußt. Verstehst du das denn nicht?«

»Nein.«

»Wäre in seinem Namen regiert worden, sähe es in meinem Land anders aus. Da gäbe es keine Unterdrückung mehr, keine Armut, kein Sterben, denn Lalibela hat gewußt, was für sein Volk gut war.«

»War er auch gut?«

»Ja, denn er ist den Weg Gottes gegangen.«

Suko konnte sich das Lachen nicht verkneifen. »Das Wort Gott aus dem Mund einer Killerin zu hören, stößt mir schon sauer auf. Das paßt nicht.«

»Der Weg ist steinig. Er war schon zu den Zeiten vor der großen Wende aufgezeichnet.«

»Wo denn?«

»Im Alten Testament. In der Geschichte Israels, der Juden und der Stämme.«

»Ja, da hat es Kriege gegeben, das weiß ich. Auseinandersetzungen um Land, um die Macht, auch Familienfehden und mehr.«

»Das war nicht alles.«

»Gibt es denn etwas Besonderes?«

»Ja!« zischte sie, und Suko hatte auch nichts dagegen, daß sie sich wieder aufrichtete. »Es gibt etwas, das alle Menschen damals kannten, das zu einem Hort des Friedens werden sollte, obwohl es oftmals nicht so aussah.« Sie starrte ihn an. »Weiß du, wovon ich rede?«

»Kann sein, Alischa. Es ist ein Heiligtum gewesen, ein Palladium für die Massen.«

»Ja, und man hat es mit in die Kriege geführt. Es wurde geraubt, es wurde zurückgeholt. Es hat Tod und Verderben verbreitet, aber es ist schließlich durch den König Salomo gezähmt worden.«

»Danach wurde die Lade in deine Heimat geschafft, wo sie sich heute noch befindet, nicht wahr?«

Die Frau lächelte nur. Aus der Reserve ließ sie sich nicht hervorlocken.

Er versuchte sie anders zu packen. »Jetzt hat eure Gruppe Angst davor, daß jemand die Bundeslade entdeckt und euch in die Quere kommt, weil ihr dieses Palladium selbst besitzen wollt.«

»Das müssen wir!«

»Warum?«

»Weil wir die legitimen Nachfolger des Königs Lalibela sind, der die Lade in seiner Regentschaft bewacht hat. Er hat für sie die Kirchen in den Steinen gebaut…«

»Er allein?«

»Du zweifelst?«

»Ja, ich zweifle, denn ich vermute, daß ihm die Templer geholfen haben.«

Das Gesicht der Frau verschloß sich.

»Du weißt viel«, sagte sie. »Schon zuviel.«

»Aber mich wirst du kaum töten können, auch nicht denjenigen, der sich ebenfalls auf die Suche nach der Lade begeben hat. Selbst zwei eurer Killer haben es nicht geschafft. Er ist auf dem Weg, und er wird ihn bis zum Ende durchgehen.«

Alischa dachte über Sukos Worte nach, während sie ihn anschaute.

»Nein, nein, du irrst dich. Auch wenn er die Lade findet, wird er vergehen, denn sie wird ihn verbrennen. Sie ist wahnsinnig mächtig. Sie darf von einem Fremden und Unreinen nicht berührt werden. Vielleicht sieht er sie. Nichts ist unmöglich. Aber er wird vernichtet, wenn er sie berührt, das sage ich dir.«

»Und ich halte dagegen. Außerdem ist Ihre Zeit vorbei, Alischa. Der bewaffnete Angriff auf einen Polizeibeamten wird in diesem Land bestraft. Sie kommen nicht darum herum.«

Die Frau reckte ihr Kinn vor. »Willst du mich in ein Gefängnis stecken?«

»Das hatte ich vor. Man wird Sie einem Untersuchungsrichter vorführen. Der entscheidet, wie es mit Ihnen weitergeht. In mir wird er einen sehr guten Zeugen haben, das kann ich Ihnen versprechen.«

Die Mörderin starrte Suko an. Sie trug noch immer den Mantel und drehte sich jetzt in den Stoff hinein wie jemand, der friert. »Ich werde mich nicht einsperren lassen wie ein Tier. Ich bin keine Verbrecherin. Wir kämpfen um die gerechte Sache.«

»O ja!« rief Suko. »Sehr gerecht. Sie sollte sogar der Familie Sinclair den Tod bringen.«

»Sie hätten sich nicht um die Sache kümmern sollen.«

»Ich sehe das anders.« Suko nickte ihr zu. »Bleiben sie auf dem Tisch sitzen und verschränken sie die Hände hinter dem Kopf! Alles andere werde ich regeln. Sie mögen gut sein, Alischa, das bestreite ich nicht, aber Sie sind nicht so gut wie ich, und daran sollten Sie immer denken.«

Die Frau schwieg, aber das Lächeln auf ihrem Mund gefiel Suko überhaupt nicht. Er beschloß deshalb, mehr als wachsam zu sein und Alischa nicht aus den Augen zu lassen.

Sie kam auch seiner Aufforderung nach. Sehr langsam hob sie die Arme an und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Als Suko mit

schußbereiter Waffe neben dem Tisch stehen blieb, gab er ihr den nächsten Befehl. »Jetzt lassen Sie die Arme langsam tiefer rutschen…«

»Sonst noch was?«

»Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe!« Suko hatte bereits die Handschellen vom Gürtel gelöst und hielt sie in der Linken. Die kalte Mündung der Beretta berührte den Hals der Frau, wo sich die Haut zusammengezogen hatte.

Routiniert schloß Suko die beiden Stahlkreise um die Gelenke der Killerin.

»Zufrieden?« fragte sie.

»Für den Moment schon.«

»Und wie geht es weiter?«

»Wir werden das Haus jetzt verlassen und gemeinsam nach Lauder fahren. In der Polizeistation wird tatsächlich eine Zelle für Sie frei sein, Alischa.« Suko trat vom Tisch weg. »Kommen Sie jetzt, bitte!«

Die Frau drehte sich. Sie schwang die Beine über die Kante hinweg und stellte die Füße auf den Tisch. Sie atmete heftig. Ihr Gesicht war verschwitzt, und wenn Blicke hätten töten können, Suko wäre längst eine Leiche gewesen.

»Darf ich sagen, daß du einen Fehler machst?«

»Ja, das darfst du, doch es interessiert mich nicht.«

»Auch du lebst nicht ewig.« Nach dieser orakelhaften Warnung rutschte die Frau von der Tischkante und ging mit hocherhobenem Kopf auf die Küchentür zu.

Suko folgte ihr.

Wohl war ihm nicht zumute. Er hatte ihre letzten Worte nicht vergessen. Wenn ihn nicht alles täuschte, schien sie noch einen Trumpf in der Hand zu haben.

Er behielt den nötigen Abstand, als Alischa vor ihm auf die Haustür zuging. Selbst konnte sie die Tür kaum öffnen, deshalb schob Suko sie zur Seite und gab den Ausgang frei.

»Danke«, sagte sie sogar und verband dieses Wort mit einem spöttischen Lächeln.

Das gefiel dem Inspektor immer weniger. Sie gab sich recht locker und fragte sogar, mit welchem Wagen sie fahren sollten.

»Wir nehmen meinen.«

»Sehr gut.«

»Warum?«

»Nur so.«

Es war still hier oben. Suko hatte sich nach dem Verlassen des Hauses umgeschaut, weil er damit rechnete, daß Alischa nicht allein gekommen war, aber er sah keine Helfer.

Suko schloß den Wagen auf und ließ Alischa einsteigen. Erst als sie saß, wuchtete er die Tür wieder zu. An der Frontpartie ging er vorbei,

um an die rechte Fahrerseite zu gelangen. Es war alles normal, es blieb auch normal, zumindest für ihn.

Nur entging ihm dabei die Veränderung in den Augen der Frau…

ENDE des vierten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 1002 »Höllenqualen«